

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 4. Mai 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N<sup>o</sup> 31.

## Im Wahn.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Novelle aus dem Leben von Bernhard Wagener.

(Fortsetzung.)

Ich kam zur Musterung an Bord, und es verging, da der Kommandant dieser einzigen Wochenmusterung eine peinliche Sorgfalt widmete, eine Stunde, bevor ich ein Boot zur Rückfahrt bekam. Aber ich fand Zeit, einige dringende Geschäfte zu erledigen und noch zeitig genug zurückzukehren, um das Mittagessen nicht verzögert zu haben. Wir aßen zu vierten: der Müller, Else, Franzis und ich; ich vermuthete, daß nur aus Rücksicht auf mich von der Gewohnheit, das Gefinde am Familientische essen zu lassen, für heute abgesehen war. Unbefangen war die Stimmung der Leute nicht zu nennen; am besten hielt sich noch der Müller, der es mit seiner Aufgabe, den Gast zu unterhalten, ernst nahm. Das Mädchen sah nachdenklich und einsilbig drein, auch von dem jungen Burfchen war nicht mehr zu erlangen, als man ihm abfragte. Aber der lebhaft dunkle Blick ließ keinen Zweifel darüber, daß der Mann einer bessern Unterhaltung wohl fähig gewesen wäre, und wenn er in einer Pause den stattlichen schwarzen Wollbart gedankenvoll niederstrich, merkte ich, daß etwas in ihm arbeitete. Ich hütete mich natürlich, von meiner Bootsgesellschaft zu reden, da mir das Thema nicht geeignet schien, die Stimmung zu verbessern; aber ich machte mir kein Gewissen daraus, mit Seeabenteurern zweifelhafter Art meinen Tischgenossen eine zertrennende Unterhaltung zu schaffen. Ein Mißklang wurde so mit Glück vermieden, wir kamen ohne Fährlichkeit über den Kaffee hinaus, und ich verließ mit einem lebhafteren Interesse für den Roman, der vor meinen Augen spielte, das Haus, um mit müßigem Umher-schlendern der Verdauung zu pflegen.

Nach rechts den Strand entlang, aber vorsichtigerweise auf die Höhenzüge der Dünen beschränkt, zogen sich Fruchtgärten, durch wiesenartige schmalere Landstreifen getrennt; jede Besetzung grenzte sich durch eine Hecke ab, die auf erhöhtem Walle stand und von Haselsträuchern gebildet wurde, welche nur hier und da eine alte Eiche überragte. In einer letzten Hecke, welche im gleichmäßigen Abstände vom Ufer verlief, endeten diese

Gartengrundstücke nach der Wasserseite; es blieb auf der Höhe nur für einen fußsteig Raum, der uns am Abende vorher nach dem Dorfe geführt hatte.

Ich ging des Weges etwas nachdenklich über die Menschen, mit denen ich seit wenigen Stunden in Berührung kam; das Werben der beiden Männer um die Tochter des Müllers erfüllte mich mit einem Gefühle des Bedauerns, da mir keiner von beiden wie ein Unwürdiger vorgekommen war; es mußte zwischen dem Müller und Kapitän Behrensen eine bestimmte That liegen, deren Erinnerung den Alten zu so erregten Aeußerungen hinführen konnte wie am gestrigen Abende.

Als ich in der Nachmittagshize eine Weile gegangen war, überkam mich die Müdigkeit, und eine Rasenbank, welche in den Heckenwall eingeschnitten war, hatte willkommenen Platz geboten, wenn nicht die alte Eiche, an deren Stamm der Sitz sich lehnte, von den Stürmen mehr als eines Jahrhunderts so weit rückwärts gebeugt gewesen wäre, daß ihr Schatten statt auf die Bank, auf das Wiesenstück hinter der Hecke gefallen wäre. Ohne Besinnen zwängte ich mich durch die Haselstauden und fand einen Ruheplatz, so entzückend, daß ich mich behaglich auf den Rücken legte, fast verborgen unter den Wogen hohen Sommergrases, welche über mir zusammenschlugen. Ich lag in dem zitternden Schatten der Eiche, durch die Läden im Laub-dache funkelten einzelne blendende Sonnenstrahlen nieder; der Himmel war wolkenlos, aber nicht klar, sondern wie ein Gemisch von Milch und Indigo gefärbt. In den Halmen um mich her wimmelte eine Welt von Insekten, um so geschäftiger vielleicht, weil ein Leviathan in meiner Person ihr Reich rücksichtslos gestört hatte.

Es ging mir, wie es mir in ähnlicher Lage schon oft ergangen ist: erst überlegte ich, ob ich nicht bald die rachsüchtigen Bisse einer empörten Ameisenschar fühlen würde, dann dachte ich an die Sonne, an den wandernden Schatten und an den dunstigen Himmel, dann vergegenwärtigte ich mir noch einmal

die Behaglichkeit meines Plazes und allmählich dachte ich gar nichts mehr: ich war eingeschlafen.

Ein Schlag auf die Nase weckte mich; ich öffnete die Augen und sah durch eine dunkle Luft zum finsternen Himmel auf. Mir war, als ob ein Getöse so eben in meine Ohren geklungen, und während ich regungslos lag, bemäht, die Gedanken zu sammeln, schlugen Stimmen an mein Ohr.

„Du willst nicht?“ sagte die eine Stimme.

„Nein, wie immer; ich will nicht!“ scholl die Antwort.

„Wahre Dich, Mädchen! Ich nehme mit Gewalt, was zu meinem Leben gehört! Ich hole Dich!“ drohte der erste wieder.

„Wahre Dich selbst, Claus. Jeder ist seines Glückes Schmied!“ hörte ich eine Antwort wie aus der Ferne. Dann war alles still; aber ein Bliz spaltete die Wolken über mir, und der Donner rollte mit so erschreckender Schnelligkeit hinterher, daß ich aufsprang in dem Bewußtsein, dem drohenden Regen vielleicht noch durch schnelle Flucht entgehen zu können, durch die Hecke brach und eiligt den Fußweg nach dem Dorfe einschlug. Wenige Schritte vor mir ging ein Mann; ich lief an ihm vorüber und erkannte Claus Behrensen. Er schien durchaus keine Eile zu haben, obgleich der Regen bereits in vereinzelten schweren Tropfen niederfiel; meinen klüchtigen Gruß beachtete er nicht, ich selbst hatte keine Zeit, mich aufzuhalten oder über anderes nachzudenken, als über ein baldiges Obdach. Wie es in der Regel geht, war ich noch fünfzig Schritte von dem Müllerhause entfernt, als sich die Wolken entluden, und obgleich ich den Rest des Weges in weniger als zwanzig Sekunden zurücklegte, war ich doch bis auf die Haut durchnäßt, als ich in der Thüre dem alten Müller lachend in die Arme flog.

Während ich mich umkleidete, überrannte das Geräusch des niederstürzenden Wassers jedes andere; daß das Halbdunkel meines Zimmers nicht in den Gewitterwolken allein seine Ursache fand, darüber belehrte mich ein Blick auf die Uhr: ich hatte einen langen Schlaf gethan bis in den sinkenden Abend. Allmählich ließ der Regen nach, bis eine Pause entstand, dann folgte wieder ein langer Bliz, dem der Donner auf den Felsen nachrollte, und schon in der Höhe der Luft hörte man das Brausen, mit dem die Regenflut von neuem nachströmte.

Die Magd, welche mir das Abendessen brachte, hatte es heute eilig und war zum Schwagen nicht aufgelegt; auf dem Lande ist ein Gewitter ein ernstes und beängstigendes Ereigniß. Ich aß gleichwohl mit der Seelenruhe eines Besitzlosen, der nichts zu verlieren hat, und dachte mit stiller Wehmuth daran, wie viele Sommertage hindurch ich alle diese guten Sachen noch würde entbehren müssen, bis das Leben dahinein zu den alten Gewohnheiten zurückzukehren gestattete. Dabei fielen mir die Aufgaben ein, welche für die nächsten Tage bevorstanden, und ich trante meine Karten und Hilfsbücher hervor. Während dann bei dem unaufhörlich fallenden Regen eine angenehme Kühle durch die geöffneten Fenster herein drang und das Gewitter sich allmählich verzog, vertiefte ich mich in topographische Studien mit solcher Energie, daß ich, nach einer ungemessenen Zeit anschauend, in eine rabenschwarze Nacht hinausjah und an der lautlosen Stille um mich her merkte, daß es spät geworden war.

Als ich mich endlich in das Bett legte, fiel mir der freundliche Wunsch des Kapitäns Behrensen von heute Vormittag wieder ein, und da ich allen Grund hatte, mein vorzügliches Lager wie eine Dase in der Wüste anzusehen, schlief ich mit dem angenehmen Bewußtsein ein, noch eine Nacht behaglich zu ruhen. Ich nahm in Folge dessen den Wunsch des Kapitäns so wörtlich, daß ich ohne Unterbrechung bis zur frühen Morgenstunde schlief und, soweit meine Erinnerung reicht, traumlos und fest. Nur eine Weile vor dem Erwachen war es mir, als ob ein Getöse von Schritten an mein Ohr drang, Laute, welche ich bald über mir, bald im Innern des Hauses zu hören glaubte, rücksichtslose Laute, wie sie nur die eisenbeschlagenen Stiefel der Dorfbewohner verursachen konnten. Und ich wäre wohl noch nicht erwacht, wenn nicht ein Ruf durch das Haus geschallt hätte, dann noch einer, und als ich die Augen öffnete, ein dritter, aber mehr ein Schrei, gellend, daß es an den Wänden widerhallte. „Eise!“ hörte ich rufen, „Eise! Eise!“

Ich war mit einem Sprunge aus dem Bette und kleidete

mich eilig an. Als ich dann den Kopf durch die Thür steckte, sah ich Menschen umherhüpfen, die einen die Treppe in die Höhe, die andern in den Thüren des Hinterhauses verschwindend.

„Was ist geschehen?“ fragte ich hinaus, aber es schien niemand antworten zu wollen; die Mägde liefen auseinander, und die schweren Schritte von Männern dröhnten auf der oberen Diele.

Ich zog mich wieder zurück und vollendete in Hast meine Toilette. Schritte kamen die Treppe herab, ein Stimmengewirr ließ sich auf dem Flur hören, durch das eine erregte Männerstimme hindurchdrang. Ich trat aus der Thür, um zu sehen, wie sich eine Menge von Menschen um den alten Müller und Franzis zusammendrängte, und wie der letztere vor dem Meister stand, die Hand wie zum Schwur gehoben, und wie er mit einer Stimme, in welcher die leidenschaftliche Glut einer heißeren Sonne zitterte, sagte:

„Ich schwöre Ihnen, Meister, und ich werde den Schwur halten! Was ich bis heute gelebt habe, ist ausgelöscht wie ein Hauch, mit heute beginnt ein Leben der Rache! Ich will dem Schurken folgen bis an das Ende der Welt, ich will mich an seine Fersen heften wie das Unglück; ich will ihm seinen Raub abjagen und Euer Fluch soll ihn ereilen wie der Bliz im Schloß! Ich schwöre, Meister, daß ich ihn strafen werde; ich will verdammt sein, wenn ich Euch nicht Euer Kind wiederbringen und Euch eines Tages sagen kann: wir sind gerächt! Auf Wiedersehen, Meister!“

Wie der Ackerengel schüttelte der Mann die erhobene Faust gegen den Himmel und verließ das Haus.

Der alte Müller stierte auf die Thür mit einem abwendenden Blicke, in dem nichts stand als der Jammer des Waters; er hatte mich nicht gesehen, als ich hinzutrat, er sah vermuthlich nichts von den Menschen, welche sich um ihn drängten. Er machte keinen Versuch, den Davoneilenden zurückzurufen oder ihm zu folgen, sondern lautlos, mit dem unsicheren Schritte eines Greises, den Kopf tief auf die Brust niedergebeugt, ging er in das Zimmer zur andern Seite des Flures und zog die Thür hinter sich in das Schloß.

Jetzt entspalteten sich die Zungen; die Hausthür öffnete sich und ich sah die halbe Dorfbevölkerung draußen sich drängen. Der Gedankenaustausch in den Gruppen war so stürmisch, daß zunächst an näheren Umständen über den Vorfall nichts Zusammenhängendes zu erfahren war. Im übrigen gab es auch wenig zu erzählen. Eise, welche sonst die Früharbeiten der Mägde zu überwachen pflegte, war heute nicht erschienen; als der Müller an sein Tagesgeschäft gehen wollte, hatte er vergeblich nach der Tochter gerufen; ein Klopfen an ihre Kammerthür war ebenso erfolglos, und als die unvergeschlossene Thüre geöffnet wurde, fand man das Zimmer leer. Es fehlte eine Lade, die meisten Kleidungsstücke des Mädchens, sonst nichts. Keine Spur gab Auskunft über das räthselhafte Verschwinden; seine Zeile verrieth, daß es ein freiwilliges gewesen sei. Nichts ließ auf eine gewaltthätige Entführung schließen; es war in der Nacht von den Leuten, welche in demselben Stodwerke schliefen, kein Geräusch gehört worden, als gegen Morgen Männertritte, die aber keinen Argwohn erregt hatten, da die Knechte frühzeitig an die Arbeit gingen. Gleichwohl hatten alle nur einen Gedanken, der in die Augen fallend bestätigt wurde, als der erste Blick auf den Hofen den Platz, welchen gestern noch die „Eise“ neben unserem Kanonenboote inne gehabt hatte, leer fand. Ob ein Segel, das in der Morgenfrühe vom äußersten Horizonte weiß herüberleuchtete, das entfliehende Fahrzeug war, blieb eine unbeantwortete Frage.

## II.

Ein Jahr später gehörte ich der Kriegsmarine nicht mehr an; Umstände, welche mit der Erzählung nichts zu thun haben, hatten mich nach Java geführt; im Auftrage der niederländischen Regierung war ich mit Vermessungsarbeiten beschäftigt, welche mich Monate lang in das wildromantische Innere der Insel geführt hatten. Jetzt wohnte ich in Weltevreden und genoß die Gastfreundschaft eines jungen Kaufmanns aus Batavia, der als Junggefelle seinerseits Genuß daran fand, mit einem Landsmanne alte Heimatserinnerungen auszutauschen

und, da er selbst schon eine Reihe von Jahren am Orte lebte, Neues aus dem letzten Jahrzehnte von der deutschen Erde zu hören. Wir hatten, wie jeder anständige Mensch unter diesem glücklichen Himmelsstriche, ein wohlgeingerichtetes Landhaus inmitten eines kleinen Parkes zu unserer Verfügung und eine Dienerschaft von ich weiß nicht wie viel braunen Köpfen. Während ich den Vormittag über auf der Veranda saß und meine Vernehmungsregister in Karten umlegte, fuhr mein lebenswürdiger Wirth zur Stadt, um seinen Handelsgeschäften nachzugehen. Von Mittag ab trennten wir uns nicht mehr; wir nahmen unser Diner gemeinschaftlich, wie hielten unsere Siesta, wir sahen des Abends die Gesellschaft junger Männer bei uns, wenn wir nicht eine Einladung in eine befreundete Familie hatten, alles gemeinschaftlich, unzertrennlich.

Heute Abend hatten wir fröhliche Gesellschaft bei uns, drei junge Männer, zwei Deutsche, ein Holländer, dem unsere Sprache geläufig war, Kaufleute aus der Stadt, deren kariolartige leichte Fuhrwerke hinter dem Hause hielten. Wir hatten eine kalte Bowle konsumirt, deren Geheimniß mich in der Gesellschaft von Weltveredten in bedeutenden Ruf gebracht hatte, und beschäftigten uns mit einem Gegenstande, der in der Stadt gegenwärtig das allgemeine Tagesgespräch bildete.

„Haben Sie die Nummer bei sich, Voet?“ fragte mein Wirth.

„Natürlich!“ antwortete ein junger Mann mit stattlichem braunen Vollbarte, indem er in die Rocktasche griff und ein Zeitungsblatt entfaltete.

„Ah, lesen Sie doch, Voet!“ forderte ein anderer von der Gesellschaft auf.

„Mit Vergnügen!“ erklärte sich der Holländer bereit. Dann las er aus dem Blatte folgende Stelle vor:

#### Bekanntmachung.

Seit einigen Wochen ist in der Kolonie eine Reihe schwerer Diebstähle verübt worden, deren Urheberhaft mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen Neger unbekanntes Namens zurückzuführen ist, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, des Thäters habhaft zu werden. Die bezeichnete Person ist von außergewöhnlicher Größe und Körperkraft und bedient sich geläufig der englischen Sprache. Sie ist wiederholt gesehen worden in der Gesellschaft eines Weibes mit dunklem Haar und rötlichem Gesichte, der ein schwarzes Plaster auf dem linken Auge trägt, dessen Theilnahme an den Diebstählen jedoch nicht erwiesen ist.

Es wird demjenigen, welcher eine dieser Personen auf der That ertappt und an die Kolonialpolizei abliefert, oder zur Ergreifung und Bestrafung derselben wichtige Beihilfe leistet, eine Belohnung von fünftausend Gulden zugesichert.

#### Der Generalgouverneur.

Der Vorleser faltete das Blatt wieder zusammen und ließ es in der Rocktasche verschwinden.

„Schöne Gelegenheit, Sträbing, Ihre Finanzen zu verbessern!“ sagte er dann zu seinem Nachbar. Wir lachten, auch der Angeredete.

„Wenn es wahr ist,“ sagte dieser, „was alle Welt über dies Wunder von Kraft redet, dann kann der Gouverneur seine fünftausend Gulden, wenigstens was den Nigger betrifft, sofort wieder auf das Ersparnißkonto übertragen; ich möchte meine leidlich gesunden Knochen bei der Sache nicht zu Markte tragen.“

„Ach auch nicht!“ meinte unser Wirth. „Wenn der Mann mich am hellen Tage auf der Straße um ein Darlehn anspräche, würde ich stumm meine Börse ziehen. Bei dem letzten Einbruche bei Nafel und Bronnemaker soll er einem Malayen, der ihn festhalten wollte, das Genick mit den bloßen Fäusten zerbrochen haben.“

„Wenn Sie das für die neueste Geschichte halten, so täuschen Sie sich, lieber Freund!“ verbesserte Voet. „Das Allerneueste ist freilich erst von gestern, aber diese fünftausend Gulden“ — der Sprecher tippte dabei auf die Tasche, in welcher das Zeitungsblatt steckte — „sind die nächste Folge davon. Diesmal hat der Generalgouverneur persönlich die Ehre gehabt.“

„Erzählen Sie doch, Voet!“ drängten wir alle.

Der Holländer suchte sich im voraus an dem Reste

seines Glases die Kehle an, ließ sich von den in den Winkeln hockenden Malayen eine Lunte an die Spitze seiner erloschenen Cigarre halten und begann, da wir alle gespannt auf ihn sahen, seine Erzählung.

„Nun, der Gouverneur ist bekanntlich vor drei Tagen von Buitenzorg heruntergekommen; weshalb weiß ich nicht. Vorgestern ist wegen dieser beiden Strolche große Konferenz gewesen, und ich weiß aus guter Quelle, daß zu einem Aufgebote der öffentlichen Hilfe, natürlich gegen eine anständige Belohnung, dringend gerathen wurde. Der Gouverneur wollte aber nicht, da er meinte, die braune Polizei müßte die Kerle über kurz oder lang dingfest machen. Gestern hatte er eine Einladung angenommen zu dem reichen Badheer an der Buitenzorger Straße; vorsichtig, wie der alte Herr ist, verfiel er sich mit einem Coltschen Revolver, ladet das Ding und steckt es in die Rocktasche und fährt mit seinem Einspänner hinaus. Natürlich passiert nichts; sie wandern in den Kaffeepflanzungen umher, essen und trinken so gut, wie man das bei Badheer bekanntlich haben kann, und kurz vor Abend fährt der Gouverneur den Weg wieder zurück. Es ist noch heller Tag; kein Mensch denkt etwas Arges, aber wie der Wagen eine Krümmung passiert, liegt wie der Blitz eine schwarze Gestalt aus einer Tamarindengruppe heraus und fällt dem Pferde in die Hügel. Der Gouverneur weiß ganz genau, warum er in seiner Bekanntmachung die Körperkräfte des Negers erwähnt; er hat selbst erzählt, daß das Pferd auf den ersten Ruf wie angewurzelt stand; der Wagen bekam von dem plötzlichen Widerstande ordentlich einen Stoß. Natürlich war der Kutscher, einer dieser nichtsunhigen Malayen, im Augenblicke vom Sige herunter und wie eine Schlange in den Büschen verschwunden.“

„Verzeihung, Excellenz, wegen der Störung,“ sagte der Schwarze und grüßte sehr höflich; „ich konnte nicht unterlassen, Ihnen meinen Dank dafür auszusprechen, daß Sie von meiner unbedeutenden Person kein Aufheben machen wollen. Mit fünftausend Gulden wäre ich sicher über den Werth bezahlt.“

„Und nun, was wollen Sie jetzt?“ fragt der Gouverneur.

„Ah, Excellenz, ich hatte ein Bedenken,“ sagt der Kerl mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt. „Ich befürchtete, Sie möchten sich am Ende durch ihr Pflichtgefühl dennoch zu diesem Schritte verleiten lassen, der mit meiner Bescheidenheit gar nicht zu vereinigen wäre. Ich glaube Ihnen im voraus diese fünftausend Gulden abnehmen zu müssen, nur damit kein schlechter Gebrauch davon gemacht wird. Ihre Börse, Excellenz, und sonstige Kleinigkeiten, wenn ich bitten darf!“

Der Gouverneur greift also, ohne eine Wort zu erwidern, in die Tasche, aber anstatt dem Börse zieht er den Revolver heraus, dessen er sich gerade rechtzeitig erinnerte. Der Nigger verfolgt mit lächelndem Gesichte alle diese Bewegungen, ohne sich vom Plage zu rühren.

„Keinen unnützen Aufenthalt, Excellenz!“ sagt der Kerl und winkt mit der Hand; „ich fand bei Ihrem ehrenwerthen Freunde Badheer nichts anderes zu thun und habe mich mit dem Dinge bereits beschäftigt. Ein wahres Prachtstück, das ich mir zum Andenken an dies angenehme Zusammentreffen erbitten werde. Die Patronen habe ich bereits in der Tasche.“

Dabei zieht der Kerl die Hand aus den Hosentaschen und läßt die sechs Messinghüllen auf- und niederrollen. Der Gouverneur drückt am Abzug, aber natürlich vergebens, die Waffe ist wirklich nicht mehr geladen. Was blieb ihm anderes übrig, als diesmal die Börse herauszuholen; er senkt noch heute, wenn er an den Inhalt dieser Börse denkt, dann forderte der Kerl die Uhr mit einer ansehnlichen Kette, dann ein Taschenbuch mit Banknoten; er bezeichnete sogar die Seidenstickerei, die auf dem Umschlage angebracht war; schließlich erbat er sich nochmals den Revolver, bedankte sich freundlich, grüßte und verschwand wieder in den Gebüsch, genau in dem Augenblicke, als ein Trupp Soldaten um die Ecke der Straße bog.

Natürlich wurde sofort die ganze Gegend abgesehen, aber wie man sich denken kann vergeblich. Die Geschichte spielte am hellen Tage und auf der belebten Straße nach Buitenzorg.“

Ich sah in lauter lachende Gesichter; so unangenehm die Sache für den Betroffenen sein mochte, wer davon erzählen hörte, mußte die Methode des Mannes humoristisch finden.

„Mit dem alten van Hovenbooken hat er es ebenso lächerlich getrieben!“ sagte einer der Deutschen. „Der Alte schläft in seinem Landhause in einem hinteren Zimmer, in das er seinen Geldschrank hat setzen lassen; auf dem Nachttische hat er gewohnheitsmäßig eine gute Schießwaffe liegen. Neulich nachts wacht er auf und sieht eine schwarze riesige Gestalt, die an seinem Bette steht und in den Kleidungsstücken umherfucht. Wie van Hovenbooken die Augen aufschlägt, sagt die Gestalt: „Sie erwachen im richtigen Moment, Mynheer! Ich wollte Sie nicht belästigen, aber leider finde ich den Schlüssel nicht.“ Der Alte ist vor Schreck starr, auf seinem Nachttische fehlt der Revolver; er richtet sich also im Bette auf und langt unter dem Kopfkissen die Schlüssel heraus. „Und nun die Rosettenstellung, Mynheer, damit ich Sie nicht zu inkommodiren brauche,“ sagt die Gestalt. Hovenbooken sagt ihm zitternd und zähneklappernd, wie er es machen muß; der Kerl öffnet den Schrank, stopft sich die Taschen voll allerlei guter Sachen, schließt sauber wieder zu und legt die Schlüssel dem Alten unter das Kopfkissen. „Entschuldigen Sie die Störung, Mynheer!“ sagt der Kerl und ist plötzlich verschwunden, ohne daß auch nur eine Thür geknarrt hat. Natürlich erholte sich Hovenbooken nun von seinem Schrecken und machte Lärm, aber es hat sich auch nicht eine Spur von der schwarzen Gestalt gefunden, nicht einmal über den Weg, den sie genommen, ist man klar geworden. Der Revolver lag oben auf dem Geldschrank.“

„Am räthselhaftesten scheint mir der Antheil des Kerls mit dem schwarzen Plaster an allen diesen Geschichten,“ sagte ein anderer der Gäste. „Man hört nie, daß er dabei gewesen, aber wer den Schwarzen am Tage gesehen hat, und das behaupten viele Leute in der Kolonie, der hat auch diesen Menschen bei ihm gesehen.“

„Muß doch seine Rolle spielen, vielleicht hinter den Coullissen,“ bemerkte mein Wirth. „Man wird ihm schwerlich etwas anhaben können, wenn man ihn fängt, und für diesen Fall scheinen mir die fünftausend Gulden viel Geld.“

„Vielleicht denkt der Gouverneur, mit dem einen bekommt er auch den andern,“ sprach Voet seine Meinung aus.

Die Geschichte des letzten Erzählers blieb nicht vereinzelt; es wußte jeder aus der Gesellschaft etwas von dem räthselhaften Schwarzen zu berichten, und alles kam darauf hinaus, daß der Mann mit beispielloser Frechheit seine Diebstähle vollführte und nicht selten die Beweise einer herkulischen Kraft hinterließ. Wir kamen erst sehr spät von dem Thema wieder ab, und es war gegen den Morgen, als die Fuhrwerke mit ihren Besitzern davon rollten.

Am nächsten Vormittage konnten wir von unserer Arbeitslust nicht viel Aufhebens machen; Rodrig, mein liebenswürdiger Wirth, fuhr zwar nach dem Comptoir hinunter, aber er kam eine Stunde früher zurück als sonst, und dem Essen schenken wir eine nur geringe Aufmerksamkeit. Eine desto größere der Siefta; ich hatte einen Schankelstahl von bewundernswürdiger Bequemlichkeit eingenommen, mein Freund bezog eine Hängematte, die zwischen den Pfosten der Veranda gespannt wurde; fünf Minuten später lagen wir im wohlverdienten Schlafe.

Da ich mich auffallenderweise in keine der schönen Kreolinnen meiner Bekanntschaft so weit verliebt hatte, um ihr meine Träume widmen zu müssen, so besaßte ich mich im Schlafe mit allerlei wunderlichen Dingen; erst war es ein Abenteuer mit einem Tiger, das ich einige Wochen früher im Ernste erlebt hatte und nun mit sehr unwahrscheinlichen Veränderungen relativirt, deren gelindeste zum Beispiel war, daß der Tiger über

erheblich mehr als vier Beine verfügte und mich in gutem Hochdeutlich auf das größtliche anredete, bevor er mich verschlang; später machte ich als Reminiscenz einen Schiffbruch durch, wobei ich jedoch nach einem bisher unbekanntem hydrostatischen Gejeze wie ein Baumwollenballen auf dem Wasser tanzte; schließlich kam ich auf den Schwarzen des Tages und mußte es erleben, daß der Mensch mich zwang, von einer großen Stahlschere, mit den Spitzen beginnend, stückweise abzuschleifen und hinunterzuschlucken. Es ist erklärlich, daß die scharfen Kanten des Eisens sich in meinem Magen fühlbar machten und schließlich so schmerzhaft, daß ich erwachte und wirklich einen stechenden Schmerz im Magen fühlte.

Das war es aber nicht, was mich zunächst beschäftigte; denn als ich die Augen schlaftrunken aufschlug, sah ich, wie ein schwarzer Körper schattenhaft an mir vorüberhuschte, und hörte, wie mir die Erscheinung die Worte zurief: „Good evening, Sir!“ und sah und hörte im nächsten Augenblicke nicht das Geringste mehr, denn der Schatten war wie ein Phantom in den Gebüschern verschwunden und die Stimme in dem tiefen Schweigen um mich her verklungen.

Ich war beim Erwachen so wenig Herr meiner Sinne, daß mir die Erscheinung im ersten Augenblicke nicht einmal völlig zum Bewußtsein drang; ich that, was ich in ähnlichen Fällen gewohnheitsmäßig und mechanisch thue: ich griff nach der Uhr, um zu sehen, wie lange ich geschlafen hätte. Aber die Hand fand nicht, was sie suchte. Die Uhr war verschwunden! Damit kam plötzlich klares Bewußtsein über mich, ich sprang mit einem Satz auf die Füße und rief Rodrig. Ein unartikulirter Laut aus der Hängematte bewies mir, daß mein Freund noch keine Lust verspürte, sich ermuntern zu lassen.

„Rodrig!“ sagte ich, indem ich ihn zu schütteln begann, „wir haben Besuch gehabt!“

„Zoll wiederkommen!“ brummte er, ohne sich zu rühren.

Ich mußte lachen über diese ahnungslose Höflichkeit.

„Wir wollen es nicht hoffen,“ sagte ich. „Mir scheint, daß uns der Schwarze heimgesucht hat.“

Das wirkte; Rodrig war mit einem Sprunge aus der Hängematte und stürzte in das Haus hinein. Wir brauchten nicht lange nach Spuren des Einbruchs zu suchen: ein Schreibtisch, das einzige Hausgeräth, in dem man Werthsachen vermuthen konnte, war gesprengt und in den Papieren ziemlich rücksichtslos gewirthschaftet; eine Geldsumme fehlte, welche glücklicherweise mäßig genug war, um sie verschmerzen zu können. Schließlich entdeckte mein Wirth gleichfalls das Fehlen seiner Uhr und wir kamen, nachdem der Schaden ermittelt war, zu dem Ende, daß der Dieb kein übermäßiges Geschäft bei uns gemacht hatte. Natürlich waren die Malayen inzwischen zusammen gelaufen, nachdem sie unsere Mittagsruhe zu einem ähnlichen Zeitvertreibe benutzt hatten; sie küsterten sich mit furchtsamen Gesichtern erschreckliche Gerächte zu, und jeder schien im Stillen Gott zu danken, daß er dem gefürchteten Räuber nicht unter die Augen gerathen sei. Rodrig fuhr fünf Minuten später nach der Stadt hinunter, um von der Sache bei dem Sicherheitsamte Anzeige zu machen; aber damit war wenig mehr als nichts erreicht: unser Fall lieferte weiteres Material, die Polizei verdoppelte ihre vergeblichen Anstrengungen, des Thäters habhaft zu werden, und in der Stadt widerfuhr uns die Ehre, das Tagesgespräch zu bilden, freilich nur auf einen Tag, da vierundzwanzig Stunden später bereits ein neuer unerhörter Fall die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11. IV. 70.

## Farbenstudien.

Von Franz Deliksch.

### III. Purpur und Scharlach.

Das farblose Licht ist die Einheit der Farben. Wenn es durch das Prisma geleitet wird, gestaltet sich aus ihm das prachtvolle Farbensufenbild, welches wir das Spektrum nennen. Die farbigen Strahlen erscheinen von unten nach oben mehr und mehr abgelenkt von der Richtung, die der farblose weiße

Strahl ohne die Brechung genommen haben würde. Am fernsten von dieser Richtung liegt der violette Strahl und ihr am nächsten der rothe. Der rothe Strahl ist also der nächste, den das Licht aus sich erschließt, wenn es sich differenzirt. Dies zeigt sich auch darin, daß unsichtbares Licht zunächst als rothes für uns in die Sichtbarkeit tritt. Wenn die Wärme zur Blut



Der Letzte seines Stammes. Originalzeichnung von Jakob Zeipen.

wird, sind es vorerst rothe Strahlen, die uns wahrnehmbar werden, und wenn die Glut und mit ihr die Vibration des Körpers immer höher steigt, so entzündet er gelbe und bis zum Sonnenglanz sich steigende weiße Strahlen. Die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Licht- oder Wärmestrahlen fortpflanzen, ist bei allen die gleiche, aber die Vibration der Aethertheilchen ist langsamer oder schneller, und demgemäß sind die Aetherwellen länger und eben deshalb wirksamer und weniger brechbar, oder kürzer und eben deshalb schwächer und brechbarer, und das ist's, was die verschiedenen Farbenempfindungen bedingt. Die rothen Strahlen sind die langwelligsten und mächtigsten, die violetten die kurzwelligsten und schwächsten. Die Naturgesetze der Fortpflanzung des Lichts und der Farbenerscheinungen, welche aus seinen verschiedenen Strahlungen, Brechungen und Mischungen hervorgehen, sind mathematisch genau und sicher ermittelt, aber nichtsdestoweniger ist das Licht ein großes Wunder und seinen letzten Gründen nach ein ungelichtetes Geheimniß.

Wie der menschlichen Erforschung des Lichts unübersteigbare Schranken gezogen sind, über die sie nur auf dem Wege der Hypothese hinaus gelangen kann, so ist auch die menschliche Fähigkeit der Farbenempfindung eine beschränkte. Die sieben Farben, welche wir innerhalb des Spektrums unterscheiden, sind nicht einzelne scharf getrennte Strahlen, sondern ganze Strahlengruppen, die wir ihrem Gesamteindruck nach bezeichnen; die Abstufung von Roth bis zu Violet hinauf erfolgt in einer Anzahl von Uebergängen, die wir nicht zu fixiren vermögen. Und über das Violet hinaus liegen auch noch Farben, welche für uns wegen zu kurzer Schwingungsdauer ihrer Strahlen nicht mehr deutlich oder gar nicht wahrnehmbar sind. Sie haben theilweise noch eine solche Wellenlänge, daß sie als schwacher Schimmer sich erkennen lassen, das sogenannte Lavenbeigräu der älteren Physiker; die Kunst des Experiments kann sie auch noch darüber hinaus, aber bei weitem nicht in ihrer ganzen Ausdehnung veranschaulichen. Auch die Wärmestrahlen, welche alle physikalischen Eigenschaften mit den Lichtstrahlen gemein haben, bleiben uns größtentheils unsichtbar. Wir sehen die Strahlen des rothglühenden und des weißglühenden Körpers. Aber auch der kältere Körper entzündet Strahlen, die mittelst eines empfindlichen Thermometers bemerkbar werden, für welche aber unser Auge keine Empfänglichkeit besitzt. Wenn der Licht- und Farbensinn unseres Auges nicht beschränkt wäre, so würden wir wahrscheinlich alle Körper mehr oder weniger als selbstleuchtende sehen. Der Helligkeitsgrad der Lichterscheinung kann ein so niedriger sein, daß sie sich für uns ins Unsichtbare verliert, oder er kann auch ein so hoher sein, daß unser Auge solcher Lichtempfindung nicht Stand halten kann. Das Licht vom Himmel, welches Saulus vor Damaskus umleuchtete, stürzte ihn zu Boden.

Daß zu der seligen Wonne jenseitigen Schauens auch die Farbenpracht des zu Schauenden das ihrige beitragen wird, verinnbildet die Beschreibung des himmlischen Jerusalem in der Apokalypse; die Stadt besteht aus reinem Golde, und zwar reinem Glatze gleich durchsichtigem Golde; der Mauerring, über den sie hinausragt, ist aus zwölf Edelsteine verschiedenen Farbens glanzes, vom Jaspis anhebend und mit dem Amethyst schließend, gegründet, und zwölf Perlethore führen durch die zwölf farbige Mauer in die Stadt mit ihren goldenen Gassen. Ist der menschliche Farbensinn innerhalb des Zeitlaufes der Geschichte in fortschreitender Verfeinerung und Vermannigfaltigung begriffen, so dürfen wir erwarten, daß er jenseits im Stande der verklärten Leiblichkeit eine Vollkommenheit erlangen wird, die ihm hienieden verjagt ist. Denn die Mannigfaltigkeit der Farben ist unendlich, unser Farbensinn aber ist hienieden in feste Grenzen eingeschlossen. Und wie kläglich hint die Sprache hinter der Entwicklung des Farbensinns her, gänzlich unermöglich, die Farbenbilder in entsprechenden Worten zu reflektiren und auch nur eine einzige Farbe ihrem spezifischen Charakter nach zu bezeichnen: sie vermag höchstens nur Helligkeit oder Dunkel der Lichterscheinung und also Plus oder Minus der Lichtquantität, nicht aber die Lichtqualität, d. h. die Farbe zum Ausdruck zu bringen.

Von dieser Mangelhaftigkeit und Beschränktheit menschlicher Sprache ist auch die Sprache der heiligen Schrift nicht ausgenommen, denn die Bibel ist kein vom Himmel gefallenes Buch, in so unansprechlichen Worten geschrieben, wie sie einmal Paulus hörte, als er in das himmlische Paradies entzückt ward, sondern was Gott zu unserem Heile beschlossen und veranfaßt hat, das liegt uns da vor in menschlich, und also national, zeitlich, individuell vermittelter Bezeugung. Ein Beispiel dafür sind die biblischen und insbesondere alttestamentlichen Farbensnamen. Solche Farbensnamen, welche als Spiegelungen des eigenthümlichen Charakters dieser oder jener Farbe gelten könnten, finden wir darunter so wenig als in irgend einer andern menschlichen Sprache. Die Wiedergabe des Eindrucks, welchen die Farben machen, bewegt sich, soweit wir die Grundbegriffe der Namen durchschauern, innerlich der Vorstellungen des Leuchtens und Glühens, wonach das Weiße, des Verbrennens und Verlohlens, wonach das Schwarze, des Hellen und Dichteren, d. i. Dunkeln, wonach das Hellroth, z. B. des sogenannten Fuchses unter den Pferden und das Dunkelroth, z. B. des Blutes benannt ist. Mischfarben zu bezeichnen müssen die Namen der einfachen Farben dienen; das Wort für Weiß bezeichnet auch das Gelbliche, z. B. des Mondes, das Wort für Roth auch das Rothbraun, z. B. der Gesichtsfarbe Davids des Hirtenknaben, das Wort für Schwarz auch das Grau, z. B. des Morgendämmers. Ein und dasselbe Wort bedeutet grün oder gelb, der Grundbegriff ist der des Herabgestimmten, nämlich im Vergleich mit den lichtreichsten Farben; deshalb behilft sich die Sprache damit, um nicht nur das Grün, sondern auch das krankhafte Vergilben der Saaten und der Gesichtsfarbe, ja sogar die Leichenblässe auszudrücken. Ein Eigenschaftswort für blau fehlt der alttestamentlichen Sprache gänzlich. Aber daß es in Luthers Bibelüberetzung nirgends vorkommt, beruht doch auf einer sonderbaren Irrung. Obgleich einer attributiven Bezeichnung des Blau ermangelnd, kennt die alttestamentliche Schrift doch einen blauen Conchylienfarbstoff, nämlich das Purpurblau oder genauer Purpurviolet, welches *techeleth* heißt. Die alte griechische Uebersetzung und die alten lateinischen übersezen dieses Wort mit *hyacinthus*. Es ist noch immer fraglich, ob damit die Farbe des Edelsteins dieses Namens oder der Blume dieses Namens gemeint sei, aber jedenfalls bezieht sich der Farbensname entweder auf einen blauen Edelstein oder eine blaue Blume, vielleicht gar nicht auf unsere *Hyacinthe*, sondern auf den blauen Gartenrittersporn (*Delphinium Ajacis* L.) oder eine blaue Schwertlilienart. Luther aber, indem er für *Hyacinth* durchweg *gel. gelwerc, gele seide* übersezt, ist hierzu dadurch verleitet worden, daß ihm der Edelstein, welcher zu seiner Zeit wie auch jetzt noch *Hyacinth* hieß, als gelber zu Gesicht gekommen war, und daß ihm Gelb als die Hauptfarbe der gleichnamigen Blume erschien, welche unsere Gärten jetzt mit Ausnahme des Grüns in allen Farbenvarietäten, aber häufiger roth, blau oder weiß als gelb aufweisen. Die holländische Kunst- und Handelsgärtnererei befahte sich schon in Luthers Zeit mit *Hyacinthenzucht*, und die gelbe *Hyacinthe*, welche auch heutzutage die kostbarste ist, mag damals als die vorzüglichste eigentliche *Hyacinthe* gegolten haben.

Purpurroth und Purpurblau sind beides Conchylienfarbstoffe, die Sprache aber befundet auch hier ihre Unfähigkeit, den Farbendruck auszudrücken, indem sie das Purpurblau mit dem Mischelnamen *techeleth* und das Purpurroth als *Buntfarbstoff* mit dem Namen *argaman* (aramaisch und aramaisirend *argewän*) bezeichnet. Beide gehörten der Gesezgebungs-geschichte zufolge zu den Erfordernissen des Kultus schon während der vierzig Jahre zwischen dem Auszug aus Aegypten und dem Einzug in Kanaan. Es ist also vorausgesetzt, daß man schon damals über Wollstoffe, die mit den beiden Mischel-schneckenfarben gefärbt waren, verfügte. Diese Voraussetzung ist auch nicht unglauwürdig, obgleich man in der Denkmalsprache des alten Aegyptens bis jetzt weder den Purpur noch den Scharlach entdeckt hat. Der Purpur war ein uraltes Monopol der den Aegyptern wohlbekannteren erfinderiichen und kunst-sinnigen Phönizier, des Handelsvolkes der oberen nach Syrien hin gelegenen Mittelmeerküste. Später machten die Phönizier

purpurhaltige Schnecken auch in den Meeren anderer Küstenländer ausfindig und siebellen sich dort an oder errichteten Faktoreien, so daß Ezechiel da, wo er den Markt von Tyrus schildert, auch importierten Purpur aus Gissa, d. h. wahrscheinlich peloponnesisch-lacedämonischen namhaft macht. Solchen griechischen Purpur bearbeitete man in dem durch seine Purpurfabrikate berühmten binneländischen Thyatira, nordöstlich von Smyrna, wo jene Lydia, welcher der Herr das Herz für das Evangelium ansthat, Purpurkrämerin war, d. i. purpurgefärbte Garne verkaufte. Die älteste Stätte der Purpurgewinnung aber ist Tyrus selbst und war es schon damals, als es noch lange nicht das uralte große Sidon überlagert hatte. Noch jetzt zeigen sich in der Nähe des armenischen verkommenen Städtchens, welches den Namen des alten Tyrus fortpflanzt, deutliche Spuren der bis in die christliche Zeit hinein berühmten Purpurfabriken. Dicht am Meeresrande haben sich freisrunde Behälter gefunden, welche in anstehenden Sandstein eingehauen sind, von 2–8 Fuß Durchmesser und 4–5 Fuß Tiefe, einzelne durch Rinnen verbunden; sie sind zum Theil leer, mehrere aber enthalten Schnecken-Fragmente, welche nicht angechwemmt sein können, sondern in alter Zeit von Menschenhänden hineingekommen sein müssen, denn sie sind scharfaufliegend und zu einer Art Breccie zusammengefügt — es sind Reste der Purpurnuscheln, und diese Reste sagen uns am sichersten, welcherlei Schnecken es waren, aus denen der Purpur dort in Tyrus gewonnen ward. Es gibt eine ziemliche Anzahl von Meeresschnecken-Gattungen mit und ohne Schale, welche irgendwie gereizt, eine rothe oder violette Flüssigkeit von sich geben; aber diese alle sind nicht die echten Purpurichnecken, die Farbe ihres Saftes erbleicht, nachdem sie einige Zeit der Luft und dem Tageslichte ausgesetzt gewesen. Die echten Purpurichnecken sind, wie uns neuerdings C. von Martens in seinem sachverständigen schönen Vortrage über Purpur und Perlen (1874) gezeigt hat, *Murex trunculus* und der mit Stacheln und Röhren von größerer Länge versehene *Murex brandaris*; auch die Gattung von Mittelmeer-Schnecken mit nicht gleich stachelichter Schale, welche jetzt im System *Purpura* heißt, namentlich *Purpura haemastoma*, gehört dazu, aber die in der Nähe des alten Tyrus gefundenen Schalenreste stammen alle von *Murex trunculus* und die bei dem unteritalischen Tarento und im Peloponnes gefundenen von *Murex brandaris*.

Der Farbstoff, welcher von diesen Schalthieren entnommen wird, ist nicht ihr Blut, sondern der schleimige Saft einer ihnen mit allen Schnecken gemeinsamen Drüse. Dieser Saft ist nicht unmittelbar roth oder violett, sondern weißlich, aber unter Einwirkung des Sonnenlichts färbt er sich wie eine photographische Substanz durch Gelblich und Grünlich hindurch bis zu der Purpurfarbe, welche ein Gemenge aus rothem und violettem Licht ist, und diese Mischfarbe von theils mehr blauem, theils mehr rothem Ton ist unvertilglic. Plinius sagt, das Roth des Purpurs von Tyrus gelte dann als preiswürdigst, wenn es geronnenem Blute gleiche und von oben angesehen ins Schwarze falle, von der Seite aber angesehen das auffallende Licht zurückstrahle. Und vom Purpurblau sagt er, es sei eine düftere (oder nach modernem Ausdruck: eine kalte) Farbe, welche dem zürnenden Meere gleiche, d. h. wie es v. Martens erklärt: dem Meere beim Anzuge eines Sturmes, nämlich der dunkelblauen Farbe des Mittelmeeres, wenn der dunkle Himmel sie trübt und die Wogen sich erheben. Der Purpur war auch in der Zeit der Römerherrschaft noch kostspielig. Ein Pfund des violetten Purpurs, mit welchem die Mode begann, kostete in den letzten Zeiten der Republik 100 Denare, d. i. 87 Mark. Ein Mantel aber vom besten Purpur aus Tyrus, wie ihn der Luxus der Kaiserzeit zu tragen gebot, galt, mit 10,000 Sesterzen, d. i. 2175 Mark bezahlt, eher für wohlfeil als zu theuer. Jetzt ist der Purpur der Meeresschnecken eine verschollene Sache. Schon im Anbeginn des Mittelalters war das Schau-färbegedot dem Wortlaute des mosaischen Gesetzes nach für den Israeliten unerfüllbar, denn — so begründet sich die Selbstdispensirung — wir haben kein Purpurblau mehr. Jene Meeresbewohner, welche früher in Unzahl jermalmt und auseinandergerissen wurden, haben heutzutage Ruhe, aus der nur etwa eine

oder die andere von einem Muschelhammer oder Zoologen gestört wird. Denn mit dem Purpur aller Farbtöne, welchen jetzt die Kunst auf chemischem Wege herstellt, könnte der alte Purpur nicht konkurriren.

Ein anderes Roth, und zwar Hochroth, d. i. mehr Gelb- oder Braunroth als das Blau- oder Schwarzroth des Purpurs lieferte dem Alterthum ein kleines erbsengroßes Insekt, welches sich durch Anbohren und Ansaugen einer Eichenart und einiger anderen Pflanzen ernährt. Man hielt dieses Insekt gemeinhin für eine Beere (*coccus*) des Baumes selber und nannte es deshalb *coccus*; die Eiche, an der es sich findet, heißt davon im System *quercus coccifera*. Aber schon die Sprache des mosaischen Gesetzes, welches auch diesen Farbstoff zu Kultuszwecken verwendet, erkennt das Thier als solches; sie nennt es und zugleich die von ihm kommende Farbe *tolath schani*, d. i. Glanzwurm und Glanzwurmfarbe. Im Persischen heißt der Wurm *kirm*. Von diesem Worte stammt der Name, den dieses Hochroth erhielt, seit das jüdische Volk unter persische Botmäßigkeit gekommen. Er lautet im Buche der Chronik *karmil*; das romanische *vermiglio*, *vermeil*, d. h. Wurmroth, ist wie die Uebersetzung davon. Eine ähnliche und doch stammverschiedene Benennung lautet im Türkischen, Persischen, Arabischen *kirmiz*, *kirmizi*, woran die romanische Benennung rother Farbtöne mit *Carmin* und *Carmoisin* (*Carmesin*) sich anschließt. Auch der Name Scharlach, welcher seit dem Mittelalter für den Farbstoff des *Coccusinsekts* in Gebrauch gekommen, ist türkisch.

Diese Coccusfarbe war bei Griechen und Römern die eigentliche Farbe für das Übergewand des Kriegers, besonders des Feldherrn. Darum ist es ein Scharlachmantel, welcher, wie Matthäus erzählt, dem Heiland im Nichtthause des Pilatus von den Kriegsknechten umgehängt wird; Marcus und Johannes sagen dafür Purpur, denn die Sprache des Volkes unterschied die beiderlei Roth nicht. Noch häufiger wurde die Verwechslung, seit im Mittelalter der Purpur von dem feurigeren und leichter zu erlangenden Scharlach verdrängt ward. Daher kommt es, daß auch Luther in seiner Bibelübersetzung bald Purpur statt Scharlach, bald Scharlach statt Purpur gebraucht; indes hat er für Scharlach, und nur für diesen noch den besonderen Namen *Rosinroth* oder *Rosinroth*; das gewöhnliche Rosenroth ist zwar heller als das Scharlachroth, aber auch Plinius sagt, der Scharlach ähnele den Rosen, obwohl schief angesehen mehr dem Purpurroth. Dies zu erproben wäre jetzt schwierig. Denn der Schneckenpurpur ist gänzlich außer Brauch gekommen, und das alte Kermesinsekt ist zwar auch jetzt noch nicht aus dem Handel verschwunden, man färbt noch immer mit den sogenannten Kermesbeeren oder Scharlachkörnern und macht daraus *Carmin* und *Lad*; aber weit gefundter als *coccus ilicis*, d. i. die Eichenschilblaus, ist *coccus caeti*, d. i. die Cactuschilblaus, die besonders aus Mexiko und Peru kommende Cochenille, von welcher die alte Welt noch nichts wissen konnte. Fragen wir aber, woher das Israel der Zeit Moses die rothe Wurmfarbe hatte, so ist auch hier wie bei dem doppelten Purpur zu antworten, daß sie von ihnen aus Rhönizien bezogen wurde. Denn auch Salomo verschreibt sich einen geschickten Arbeiter, der mit Purpur und *karmil* umzugehen wisse, von seinem guten Freunde, dem Könige von Tyrus, und dieses Hochroth heißt bei den Griechen und Römern *gourizodis*, *phoenicium*, *poenicium*, *panicium*, d. i. phönizisches oder punisches Roth. Das französische *ponceau*, welches die Klatschrose und Klatschrosenroth bedeutet, ist ebendasselbe Wort.

Purpurroth, Purpurblau, Scharlach und dazu Weiß — das sind die vier mosaischen Kultusfarben. Vierfarbig, d. i. gewebt aus Garnen der vier Farben mit hineingewebten Cheruben waren die zehn Teppiche, welche die innere Bedachung des Stiftszeltes bildeten; vierfarbig mit Cheruben der Vorhang, welcher das Allerheiligste und Heilige schied; vierfarbig der Vorhang, welcher den Eingang des Heiligen, und der Vorhang, welcher den Eingang des Vorhofs schloß; vierfarbig das Schulterkleid, der Gürtel und das mittelst goldener Ringe und Ketten am Schulterkleid befestigte Amtsschild des Hohenpriesters. Dreifarbig, nämlich purpurblau, purpurroth und scharlach, waren die Granatäpfel unten am Saume seines Talars. Ein-

farbig, nämlich weiß, waren sein Untergewand und sein Turban. Einfarbig, nämlich purpurbau, waren die fünfzig Schleifen, welche die zehn vierfarbigen unteren Teppiche des Stiftszeltes verbanden, die Schnur, mittelst welcher das Amtsschild an das Schulterleid, und die Schnur, mittelst welcher das Diadem mit der Inschrift „Heilig Jehoven“ am Turban angeheftet war. Einfarbig, nämlich theils und zwar vorherrschend purpurbau, theils purpurroth, waren auch die Tücher, mit welchen die heiligen Geräthe während der Wanderung bedeckt wurden, und einfarbig, nämlich weiß, die Kleider der untergeordneten Priester, mit Ausnahme nur etwa des, wie Josephus bezeugt, buntfarbigen Gürtels. Nehmen wir noch hinzu die purpurbau Schnur, welche nach gesetzlicher Vorschrift in die sogenannten Schaafäden am Kleide des Israeliten eingeschlagen oder an sie angeheftet sein soll, so liegt die Verwendung und Vertheilung der vier gottesdienstlichen Farben im Ueberbild vor uns.

Sie ist durchaus originell. An ägyptisches Vorbild läßt sich nicht denken, denn nicht einmal die Namen des Purpurs und Scharlachs sind bis heute in der Denkmalsprache Aegyptens aufgefunden worden. Daß die Auswahl der vier Farben nicht bloß von Geschmack, sondern von Absicht bestimmt ist, zeigt sich daran, daß sowohl Schwarz als Gelb (abgesehen vom Gold) und Grün ausgeschlossen sind. Schwarz ist die Finsterniß und der Hades, das Heiligthum aber ist die Stätte dessen, von dem die Gemeinde bekennt: Bei dir ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht. Schwarz ist die Kleidung und Stimmung der Trauer, der Grundton aber des Rufes in Gottes Haus lautet: Dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken. Gelb aber und Grün sind die Farben der Erde, sie passen nicht dorthin, wo Gott zwischen den Cheruben thronet und also der Himmel auf Erden ist, nicht dorthin, wo, wie der Hebräerbrief sagt, alles Vorbild und Schatten der himmlischen Güter und also gen Himmel gerichteter Fingerzeig ist. Aber nicht allein daß Schwarz und Gelb und Grün ausgeschlossen sind, ist bedeutsam, sondern die ausgewählten Farben sind auch, für sich betrachtet, bedeutsam. Es läßt sich schon daraus schließen, daß das Purpurroth nur in einem einzigen Falle und der Scharlach in keinem Falle vereinzelt auftritt; isolirt vorkommende Farben sind ausschließlich das Purpurbau und das zu allen anderen Farben die Grundirung bildende Weiß.

Indem wir aber nach der symbolischen Bedeutung der vier Farben fragen, schicken wir den Satz voraus, daß keine Farbe an und für sich symbolische Bedeutung hat, sondern diese immer erst durch Apperception gewinnt, d. h. indem sich in unserem Bewußtsein mit dem abstrakten Farbenbild die Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes verbindet, welcher für uns dermaßen Repräsentant dieser Farbe ist, daß sie uns unwillkürlich daran erinnert. Es ist wahr, daß die verschiedenen Farben je nach dem Grade ihrer Lichtstärke und ihrer Wärme (d. i. ihres Verhältnisses zum Gelbroth) in der Seele bei ruhigem und klarem Spiegel derselben verschiedene Stimmungen hervorrufen: Roth wirkt erregend und, wenn hochgradig, beunruhigend; Gelb wirkt erweiternd; Grün, sei es daß man es mit Goethe als Gleichgewicht von Gelb und Blau oder als Gleichgewicht von Licht und Wärme betrachtet, regt an, ohne aufzuregen; Blau wirkt so kalmirend, daß, wie man neuerdings beobachtet hat, Tobjüchtige in blauen Zimmern sich beruhigen und hysterische ihre Krämpfe verlieren; Ultramarin und Braun zusammen stimmen elegisch und eignen sich deshalb zu Kleiderfarben der Mater dolorosa. Aber diese Stimmungen stempeln die Farbe noch nicht zu Symbolen. So heißt z. B. Gelb mit Recht die Farbe der Heiterkeit und des Scherzes. Wenn sie aber der Reuzzeit als Farbe des Leides gilt, so läßt sich das nicht als Folge ihres Eindrucks begreifen, sondern nur als Folge des verfallenen und vergilbten Gesichts des Leidlichen, welches wir damit zusammendenken. Diese Symbolik hat ihre Geschichte, denn sowohl die Eindrücke der Farben als die dadurch bedingte Apperception sind nach Zeiten und Völkern sehr verschieden. Grün gilt dem Alterthum meistens als fahl, es ist den Aegyptern neben Schwarz, Bräunlich und Gelb eine Farbe der auf den Tod und die Todten bezogenen Gottheiten, und war also

ungeeignet, für sie Sinnbild der Hoffnung zu werden. Weiß ist bei den Mandingos in der Gegend von Sierra Leone die Farbe des Friedens, bei den Ashantis und manchen Negervölkern die Farbe der Freude, bei den Feuerländern dagegen ist es die Farbe des Krieges und Roth dagegen die Farbe des Friedens und der Freundschaft. Wollen wir also den Sinn der alttestamentlichen Kulturfalten so deuten, wie sie wirklich gemeint sind, so müssen wir, ohne moderne oder sonst fremdartige Apperceptionen in sie hineinzufragen, uns innerhalb des uralthümlichen und insbesondere des israelitischen und biblischen Vorstellungskreises halten.

Ausgehend von der Voraussetzung, daß die vier Farben der Priesterkleider auf dasjenige hindeuten, was die Priester berufsmäßig zu leisten gewürdigt und verpflichtet sind, also auf die eigenschafflichen Bethätigungen Gottes, deren Mittler sie und vor allem der Hohepriester sein sollen, beginnen wir mit dem Weiß; denn weiß sind die Kleider der Priester insgesamt, auch der Hohepriester trug die sogenannten goldenen Kleider (Talar, Schulterleid, Brustschild und Diadem) über den weißen, und weiße Kleider zu tragen verstattete David, wie der Chronist erzählt, und später König Agrippa, wie Josephus erzählt, auch den leuitischen Musikern; in dem visionären Tempel Ezechiels besteht die Priesterkleidung ohne Unterschied mit Ausschluß des Farbenbuntes lediglich aus weißen Linnen. Weiß also ist die Grundfarbe der priesterlichen Amtstracht. Weiß aber ist das Licht; die Kleider Jesu auf dem Verklärungsberge wurden wie Matthäus (17, 2) sagt, „weiß wie das Licht“. Und was das kreatürliche Licht für die Naturwelt ist, das ist Gott über aller Kreatur und für alle Kreatur: er ist Licht und spendet Licht oder was dasselbe: er ist heilig und zwar heilige Liebe, die Priester sind in Weiß gekleidet als Diener des Heiligen, als welche sie der Gemeinde in Heiligkeit voranleuchten sollen, und als Mittler der heiligen Liebe, als welche sie die Gemeinde segnen und sprechen: „Der Herr lasse dir sein Antlitz leuchten und sei dir gnädig.“

Mit Weiß paart sich als sein Gegensatz das Gelbroth des Scharlach. Gelbroth ist Feuerfarbe; die dunkelrothen Rasse in der ersten Vision Sacharjas bringen blutigen Krieg und die gelbrothen bringen verderbendes Feuer. Licht und Feuer sind in der ethischen Betrachtungsweise der heiligen Schrift Gegensätze: das Licht Bild der mittheilenden Liebe und das Feuer Bild des verzehrenden Zorns. Die Eifersucht, und auch Gottes Eifer ob der Verhöhnung seiner Liebe, hat im Hebräischen den Namen von dem Hochroth der Blut, in die sie verseht. Und indem Jesaja (1, 18) die Sünde malen will, welche das Borngericht herauffordert und schon in sich trägt und aus sich herausseht, nennt er sie nicht roth wie Purpur, was ganz unpassend wäre, sondern roth wie Scharlach. Luther sagt dafür: „Wenn eure Sünde gleich blutroth ist . . . und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe.“ Mit Rosinfarbe meint er Scharlachroth. Wenn aber unsere alten Kirchenlieder das Blut des Verjöhners gern als rosinfarbig bezeichnen, z. B.:

Sein rosinfarbes theures Blut  
Ist mein Erbtheil und höchstes Gut —

so denken sie dabei unmittelbar an das Roth der Rose; denn Scharlach ist nicht Blutfarbe, sondern Feuerfarbe, Farbe des Feuers und deshalb der Sünde und des Zornes, welchen sie anrichtet. Die Scharlachfarbe neben dem Weiß in der Hohepriesterkleidung, will also sagen, daß er Diener des nicht allein in seiner Liebe, sondern auch in seinem Zorne heiligen Gottes ist, dessen der von sich selbst sagt: ich der Herr dein Gott bin ein eifriger Gott, und von dessen in Zorn über sein abtrünniges Volk sich wandelnder heiligen Liebe Jesaja (10, 17) sagt: Das Licht Israels wird zum Feuer und sein Heiliger zur Flamme. Wenn eine Uebersetzung sagt, daß über der Tempelthür ein Scharlachstreifen hing, der wenn der Asafelbod die Wüste erreicht hat, weiß wurde, daß er aber in den letzten Jahren vor der Katastrophe Jerusalems seine Farbe behielt; so deutet sich darin an, daß der Dienst des Hohepriesters am großen Verjöhnungstage entweder Gnade vermittelte, welche die scharlachrothe Sünde tilgt, oder Zorn, welcher sie ungetilgt läßt und heimfucht.



Das Weiß und Scharlach als ein zusammengehöriges Paar zu fassen sind, geht daraus hervor, daß Purpurblau und Purpurroth, sei es neben Weiß und Scharlach oder dazwischen, immer unzertrennlich beisammenstehen. Weil der Farbstoff des alten Purpurs überaus kostbar war und der Eindruck prächtig ist, erscheinen Purpurkleider im Buche der Richter als Tracht der midianitischen Könige, und ohne Zweifel war Purpur schon in der moaischen Zeit (wenn auch nicht in Aegypten, wo der Pharao nach priesterlicher Weise in einem Ueberwurf von durchsichtigem feinsten Weiß abgebildet wird), Zeichen höchster herrschaftlicher Würde. Darum wird der Purpur der Kleider des Hohenpriesters sagen wollen, daß er Diener des Gottes ist, von welchem das jenseit des Schilfmeers gefungene Lied bekennt: „Der Herr wird König sein immer und ewig.“

Purpurroth und Purpurblau sind aber nur zwei Arten der einen Purpurfarbe. Diese ist keine einfache Farbe, sondern ein Gemenge von Roth und Violett; auch sämtliche Spektralfarben zusammen, wenn man das Grün entfernt, ergeben Purpur. Die zwei Purpurfarben werden also auf zweierlei Bethätigung des himmlischen Königs deutet: das Purpurroth auf die Majestät Gottes in seiner Erhabenheit und das Purpurblau auf die Majestät Gottes in seiner Herablassung. Schon an sich macht Purpurroth einen imponirend strengen, ernst stimmenden, und Purpurblau dagegen einen sanften beruhigenden Eindruck. Und während das Purpurroth an den Gott des Gerichts erinnert, der, wenn er zürnt, den Himmel in Schwarz und den Mond in Blut wandelt, erinnert das Purpurblau an den Gott des Friedens, welcher das Blau des Himmels über der Erde wie ein Zelt des Friedens wölbt. Und noch mehr: das Purpurblau tritt in Beziehung zu einem unvergeßlichen Ereigniß der Gesetzgebungszeit. Denn als Mose und Aaron, Nadab und Abihu und die siebzig Aeltesten auf den Berg Sinai hinaufgeschickten waren, da sahen sie den Gott Israels, und unter seinen Füßen war „wie ein Gebilde durchsichtigen Saphirs und wie der trübungsloseste Himmel an Reinheit“. Es war nicht die Himmelsbläue

selber, die sie über sich erblickten, sondern ein dem durchsichtigsten Saphir und der schönsten Himmelsklarheit gleiches wunderbares Blau, durch welches der Majestätliche, der sich auf die Erde niedergelassen, ihnen seine Gegenwart anzeigte; Israel hatte so eben das Gelübde der Bundesstreu abgelegt, und nun gab sich Gott den Vertretern Israels dergestalt als Bundesgott zu schauen. Seitdem verbindet sich mit dem Purpurblau im Bewußtsein Israels die Erinnerung an den Gott, der sich zum Bunde mit ihm herabgelassen. In diesem Sinne soll der Israelit das Purpurblau der Schaufäden ansehen. Und während der Brandopferaltar auf dem Wanderzug in ein purpurrothes Tuch und die anderen heiligen Geräthe in purpurblaue und scharlachene Tücher gehüllt und Robbenselle darüber gedekt sein sollen, wird allein die Lade des Bundes mit dem Vorhang des Allerheiligsten dadurch ausgezeichnet, daß das Robbensell zu unterst liegen und das purpurblaue Tuch unverhüllt obenauf kommen soll. Auf die Frage: warum? antwortet die altjüdische Deutung: weil Purpurblau dem Meere und das Meer dem Firmament und das Firmament dem Saphirstein und der Saphirstein dem Throne der Herrlichkeit gleich, den die Vertreter Israels bei der Gesetzgebung auf Sinai schauten. Die Antwort ist treffend: Purpurblau kennzeichnet die Heiligthümer, welche vor ändern der Niederlassung Gottes unter seinem Volke und der sakramentlichen Vermittelung des Bundesverhältnisses dienen. Wir werden also nicht irre gehen, wenn wir sagen: das Purpurroth und Purpurblau im Ornat des Hohenpriesters kennzeichnet ihn als den Diener des Majestätischen, welcher der Allerhabene und zugleich der Bundesstreu ist, womit nahezu zusammentrifft, daß die jüdische Geheimlehre, indem sie drei Farben des Regenbogens: Weiß, Roth und Blau unterscheidet, Weiß auf das Prinzip der Gnade als die rechte Seite göttlicher Eigenschaft bezieht, Roth auf das Prinzip der Strenge als die linke Seite, und Blau auf das Erbarmen als die Säule der Mitte.

Verichtigung. In dem Aufsätze über das Blau des Himmels S. 490, dritter Absatz, ist „Blau“ statt „Blut“ zu lesen.

## Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

### XXXIII. Soirée und Ball.

Um die vierte Stunde des andern Tages, die Sonne war eben unter, hielten die seit einer Woche kaum noch aus dem Geschirr gekommenen Hohen-Vieher Ponies vor dem uns aus dem Beginn unserer Erzählung bekannten Hause in der Klosterstraße. Lewin öffnete die schwere, mittelst eines innen angebrachten Steingewichts sich von selbst schließende Hausthür und stieg die Treppen hinauf.

Auf der dritten und letzten schimmerte schon das Licht, mit dem Frau Hulén auf den Flur getreten war, theils um ihrem jungen Herrn Lewin ihren Respekt zu bezeigen, aber noch mehr, um die dicke Epheuguirlande über der Thür sichtbar zu machen, die sie zu seinem Empfange geslochten.

„Guten Abend, Frau Hulén.“ Damit trat er erst in den Alkoven und von diesem aus in das große Vorderzimmer, das die Liebe und Sorgfalt der Alten in ähnlicher Weise festlich hergerichtet hatte. Auf dem runden Sophatischen standen zwei kleine brennende Lichter, Kaffeegeschirr und ein Napfstücken, während eine zweite Guirlande, auch von Epheu, aber schmal und zierlich und aus einzelnen Blättern zusammengenäht, die damastne Kaffeerviette einfaßte.

„Aber das ist ja, als ob ein Bräutigam einzöge, Frau Hulén; wo kommt nur all der Epheu her?“

„Kirchenepheu, junger Herr.“

„Also von drüben?“

„Ja, drüben von der Klosterkirche; ich hab' ihn an dem linken Chorpfiler gepflückt. Und nun, laugen Sie zu, junger Herr, und schenken sich ein, ehe der Kaffee kalt wird.“

Auf dem Tische, zu einem kleinen Fächer geordnet, lagen die vier, fünf Briefe, die während Lewins Abwesenheit ein-

gegangen waren. Einer von ihnen, erst vor wenig Stunden geschrieben, war von Tubal. Nur wenige Zeilen. Lewin las:

„A. Jamar. Seit vorgestern Abend sind wir wieder hier. Papa, der uns schon früher von Guse zurück erwartet hatte, hat auf heute (Montag) eine Soirée angelegt. So Du rechtzeitig eintriffst, laß uns nicht im Stich. Wir haben Ueberfluß an Herren, aber nicht an Tänzern. Die Mazurka, die vor dem Feste bei Wylisch aufgeführt wurde und in der Kathinka, wie Du gehört haben wirst, einen ihrer Triumphe feierte, soll wiederholt werden. Du sehest damals; sei heute da.“

Dein L.“

Lewin legte das Blatt aus der Hand, das ihn verstimmt hatte. Während der Fahrt war er geschäftig gewesen, sich diesen ersten Abend als ein häusliches Idyll auszumalen, alles hell und licht, in dem Frau Huléns weiße Haube, die weiße Theekanne und viele quadratisch gefaltete weiße Blätter, von denen er jedes zu beschreiben hoffte, die seinem Auge sich einschmelzenden Punkte waren, und nun zerrann dieser Traum in demselben Augenblicke, in dem er ihn zu verwirklichen dachte. Er hatte weder Lust zu tanzen noch tanzen zu sehen, am wenigsten Kathinka, deren Mazurkpartner, wie er sich aus begeisterten Schilderungen der Freunde sehr wohl entsann, Graf Dninski gewesen war. Und doch war die Einladung nicht zu umgehen. Er hatte noch zwei Stunden, und müde von der Fahrt, überwand er mit Hilfe seiner Ermattung seine Mißstimmung, drückte sich in das seegrasharte Sophatische und schlief ein.

Als er erwachte, war alles dunkel im Zimmer, die kurzen Lichter niedergebrannt. Er wickelte sich aus einer Decke heraus, mit der ihn Frau Hulén, während er schlief, zugedeckt hatte; aber es kostete ihm Mühe, sich zurecht zu finden. Wo

Kachdruck verboten.  
Ges. u. 11. IV. 70.

war er? Er tappte sich auf das Fenster zu und sah auf die Straße hinunter. Er fühlte nun, daß eine stickige Luft in dem Zimmer war, und daß der betäubende Geruch des Opheus und der Lichterblaf ihm einen dumpfen Kopfschmerz zugezogen hatten. Was thun? Er öffnete den Fensterflügel, an dessen einem Riegel er sich mechanisch gehalten hatte, und athmete erst wieder freier, als die kalte Nachtluft in sein Zimmer zog. Dann klopfte er, und Frau Huln kam.

„Wie spät ist es?“

„Acht Uhr.“

„Ei, da hab' ich mich verchlafen. Und dies Kopfweg. Ein Glas Wasser, Frau Huln, und Licht. Ich muß mich eilen.“

Die Alte lief hin und her; die Kommodenkästen flogen auf und zu, und eine Stunde später stieg Lewin die breite Steintreppe hinauf, die an Rischen mit drei, vier Perrücken-Kurfürsten vorüber in das erste Stock des Ladalinskischen Hauses führte. Er warf den Mantel ab, hörte, während er in dem Garderobenzimmer seine Toilette ordnete, den gedämpften Strich der Weigen und schritt dann über den mit Orangerie besetzten Vorflur in das offenstehende Entree, das zwischen den beiden großen Gesellschaftssälen gelegen, gerade die Mitte der ganzen Zimmerflucht bildete. Es war im übrigen ein Entree wie andere mehr, schmucklos, mit einem einzigen hohen, zugleich als Balkonthür dienenden Fenster, und zeichnete sich durch nichts aus als durch sein Deckenbild: Venus bei dem Untergange Trojas ohnmächtig in die Arme des Zeus sinkend. Es war das beste der alten Plafondgemälde, und zugleich das wohl-erhaltenste.

Unser Freund, wenig heimisch in der Welt der bildenden Künste, würde zu keiner Zeit ein begeistertes Auge für die Linien dieser Komposition gehabt haben, am wenigsten hatte er es heute, wo Kopfweg, Mißstimmung und ein gerade an dieser Stelle stattfindendes Gedränge ohnehin an einer eingehenden Beobachtung hinderten. Nach links hin lag der Tanzsaal. Lewin sah hinein und bemerkte, daß zwölf oder vierzehn Paare zu einer Anglaise angetreten waren; aber Kathinka fehlte. Wo war sie? Und bei dieser Frage stürzten Bilder und Gedanken auf ihn ein, die dem Veruche, sie Thorheit zu nennen, nur zögernd und widersprechend nachgaben. Er ließ nur sein Auge die Sitzreihe niedergleiten, auf der an der Längswand des Saales hin die älteren Damen Platz genommen hatten; aber auch hier vergebens.

In der Mitte dieser Reihe sah die alte Gräfin Keale, Oberhofmeisterin der Prinzessin Ferdinand, eine Dame von siebzig oder darüber, mit einer gebogenen und doch spitz auslaufenden Nase. Alles an ihr war grau: die Robe, das hochaufgethürmte Haar, und sie glich einem bösen Katadu, besonders als sie jetzt ein schwarzes Vorganon mit zwei großen Krystallgläsern aufsetzte und Lewin, dessen hastiges Suchen ihr aufgefallen sein mochte, verwundert und beinahe strafend zu mustern begann. Dieser schlug die Augen nieder und richtete sie ziemlich verwirrt auf die Nachbarin der alten Gräfin. Dies war das Fräulein von Bischofswerder, Tochter des ehemaligen Ministers und Dame d'Atour der Königin-Wittve. Sie trug das wenige blonde Haar, das sie hatte, in zwei Locken gelegt, die jetzt aber von der Hitze des Saales ihre ohnehin spärliche Federkraft verloren hatten und in dünner umgebährlicher Länge bis an den Gürtel hinunter hingen.

Er gab endlich alles weitere Suchen und Forschen auf und schritt in den nach rechts hin gelegenen Saal hinüber, in dem Erfrischungen gereicht und in dicht umher stehenden Gruppen die Neuigkeiten des Tages ausgetauscht wurden. Es waren meist ältere Herren: Adjutanten und Kammerherren der verschiedenen prinziplichen, damals sehr zahlreichen Hofstaaten, Gesandte kleinerer Höfe, Exzellenzen aus dem auswärtigen Departement und Abtheilungschefs des Oberfinanzdirektoriums, wie der Kriegs- und Domänenkammer.

Auch Universitätsprofessoren, Aerzte, Geistliche und Berliner Stadtcelebritäten waren erschienen; in der ersten Fensterreihe standen Hofprediger Eylert und der Oberkonsistorialrath Sack in eifrigem Gespräch, während in unmittelbarer Nähe von Lewin Professor Dr. Murfinna, der damalige berühmteste Chi-

rurg der Stadt und der Schauspieler Fleck ein lebhaftes Gespräch führten. Lewin verstand jedes Wort und hörte deutlich, daß Murfinna das Hinken Richards III nicht korrekt finden wollte. Es hätte ihn unter andern Umständen auf das lebhafteste interessiert, dem Gange dieser Unterhaltung folgen zu können, aber in der Unruhe seines Gemüths fühlte er sich nur bedrückt, auch in diesem Saale keinem näher befreundeten Gesicht zu begegnen. Von jüngeren Männern war niemand da, den er kannte.

Lewin trat endlich in das uns wohlbekannte Arbeitszimmer des Geheimraths, das aber heute, um es als Gesellschaftsraum mit verwenden zu können, eine vollständige Umgestaltung erfahren hatte. Wo sonst das Billardspiel und die Goldfischchen ihre bevorzugten Plätze hatten, standen Blumenkübel mit eben damals in die Mode gekommenen Hortensien, während vor dem hohen, jeder Wegschaffung spottenden Altarrealen dunkelrothe, mit einer schwarzen griechischen Vortse besetzte Gardinen ausgespannt worden waren. Nur das Bild der Frau von Ladalinski war geblieben. Der große Schreibtisch hatte einen viel farbigen Divan und einer Anzahl zierlich vergoldeter Ebenholzstühle Platz gemacht, die sich um einen chinesisch übermalten Tisch gruppirten. Hier saßen Lewins Freunde vor einer unwerthmäßigen großen Zahl leerer Gläser der verschiedensten Form und Farbe, und empfingen Lewin mit einem so freudelauten Zuruf, wie die gesellschaftliche gute Sitte nur irgendwo gestattet. Hauptmann Bummde und Rittmeister von Jürgasch, die sich es auf dem Divan selbst bequem gemacht hatten, nahmen ihn in die Mitte; Tubal, auf einem der Ebenholzstühle, sah gegenüber; Baron Geery und ein Kammerherr Graf Brühl rückten ein und schlossen den Kreis. Bummde, der vor einer Viertelstunde schon, ehe die Anglaise begann, mit Kathinka gewälzt und dem beständigen Fächeln mit seinem Battistuch nach zu schließen, die gehaltenen Anstrengungen noch immer nicht überwunden hatte, hatte das Wort.

„Es will nicht mehr gehen, Tubal, und doch tanzt es sich mit Ihrer Schwester wie mit einer Fee.“

„Wo sie nur sein mag,“ warf Graf Brühl ein, „ich suche sie seit zehn Minuten. Aber umsonst.“

„Sie kleidet sich um für die Marzarka,“ erwiderte Tubal.

„Und wie sie mich abgeführt hat,“ fuhr Bummde fort,

einen Diener heran winkend, der mit einem Sherrytablett eben in der Thüre erschien. „Ich wollte ihr etwas Verbindliches sagen — delicioßer Sherry, Baron Geery, lassen Sie die Gelegenheit nicht vorüber gehen — und so sagt' ich ihr, mein gnädigstes Fräulein, sagt' ich, wenn ich so ihren vollen Namen höre: Kathinka von Ladalinski, da ist es mir immer wie Janitscharenmusik, ja auf Ehre, es tingelt und klingelt wie das Glockenspiel vom Regiment Alt-Larisch.“

„Und was antwortete sie?“ fragte Jürgasch, während Lewin und Tubal Blicke wechselten.

Nun sie antwortete kurz: „Da passen wir ja zusammen,“ und als ich, nichts Gutes ahnend, etwas verlegen anklopfte: „Darf ich fragen: wie, mein gnädigstes Fräulein?“ Da sagte sie: „Aber, Hauptmann Bummde, es überrascht mich einigermaßen, Ihr feines Ohr auf die musikalische Bedeutung von anderer Leute Namen beschränkt zu sehen. Muß ich Ihnen wirklich das Instrument erst nennen, das sozusagen von Ihrer ersten Namenssilbe lebt?“ Und dabei nahm sie meinen Arm, und ich mußte ihr schließlich noch dankbar sein, in dem eben wieder beginnenden Tanze meine Verlegenheit verbergen zu können.“

Die ganze Tafelrunde stimmte lachend in die Heiterkeit des sich selbst persiflirenden Erzählers ein, und kehrte dann in den Tanzsaal zurück.

Sie hätten den Moment nicht glücklicher wählen können; die vier Marzarkapare, Bninski und Kathinka, die schlesischen Grafen Matuszka, Scherr-Thof und Hierotin mit ihren jungen und schönen Frauen waren eben zum Tanze angetreten, beide, Herren und Damen, in einem Kostüm, das, ohne streng national zu sein, das polnische Element wenigstens in quadratischen Mägen und kurzen Pelzröcken andeutete. Es waren jene vier Paare, deren Tubal in seinem Billet erwähnt und die schon

auf der Wylischen Soirée geblüht hatten. Und nun begann der Tanz, der damals in den Gesellschaften unserer Hauptstadt Mode werdend, dennoch, so oft Polen oder Schlesier von jenseit der Oder zugegen waren, in begründeter Furcht vor ihrer Ueberlegenheit immer nur von diesen getanzt zu werden pflegte.

Lewin hatte sich bis in die vorderste Reihe der Zuschauer geschoben und überblickte wieder den Saal wie eine halbe Stunde vorher. Von den vier Paaren, die sich in zierlicher Bewegung drehten, sah er nur eins, und während er hingerissen war von der Schönheit der Erscheinung, beschlich ihn doch zugleich das schmerzlichste der Gefühle, das Gefühl des Zurückstehens und des Besiegseins, nicht durch Laune oder Zufall, sondern durch die wirkliche Ueberlegenheit seines Nebenbuhlers. Er empfand es selbst. Alles was er sah, war Kraft, Grazie, Leidenschaft; was bedeutete daneben sein gutes Herz? Ein Lächeln suchte um seine Lippen; er kam sich matt, müchtern, langweilig vor. Die alte Gräfin Reale, seiner ansichtig werdend, setzte wieder die großen Krystallgläser auf und ließ nach kurzer Müherung das Vergnon fallen mit einer Miene, die das Urtheil, das er sich selber eben ausgesprochen hatte, unterliegen zu wollen schien. Die beiden Loden des Fräuleins von Bischofswerder hingen noch länger und trübseliger herab. Es schien ihm alles ein Zeichen.

Der Tanz war vorüber; alles drängte in den Saal, um den vier reizenden Damen Dank und Bewunderung auszusprechen.

Unter den Beglückwünschenden war auch der alte Ladalinski selbst; er plauderte eben mit der schönen Gräfin Matuschka, die, so weit Teint und Taille mitsprachen, sich siegreich selbst neben Kathinka behauptet hatte, als einer der Lakaien an ihn heran trat und ihm etwas ins Ohr flüsterte.

Der Geheimrath setzte noch einen Augenblick die Unterhaltung fort, verbeugte sich dann gegen die junge Gräfin und folgte dem Diener. Auf dem Vorflur fand er einen Boten aus dem auswärtigen Departement, der ihm ein couvertirtes Schreiben überreichte. Der Geheimrath in Verlegenheit, wo er von dem Inhalt desselben Kenntniß nehmen sollte, trat in das Garderobezimmer und erbrach das Schreiben. Es waren nur wenige Worte.

„York hat kapitulirt. Ein Adjutant Macdonalds brachte dem französischen Gesandten die Nachricht. Der Staatskanzler fährt eben zum König.“

„Wer gab Ihnen den Brief?“ fragte Ladalinski.

Der Bote nannte den Namen einer dem Ladalinskischen Hause befreundeten Excellenz, die zugleich die rechte Hand Hardenbergs war.

„Ich lasse Seiner Excellenz meinen Dank und meinen Respekt vermelden.“ Damit steckte der Geheimrath das Schreiben zu sich und kehrte in die Gesellschaft zurück.

Er war entschlossen zu schweigen; als er aber an dem Mittelfenster des Saals Kathinka und Wninski und gleich darauf auch Tubal in eifrigem Gespräche sah, ließ es ihm keine Ruhe und er schritt auf die Plaudernden zu.

„Ich hab' Euch eine Mittheilung zu machen, auch Ihnen, Graf; aber nicht hier.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich nach dem zunächst gelegenen Seitenzimmer, das für gewöhnlich von Kathinka bewohnt, heute wie sein eigenes Arbeitskabinet mit in die Reihe der Empfangsräume hineingezogen worden war. Einige Paare, deren Herzensbeziehungen vielleicht nicht älter waren als dieser Abend, hatten in der Stille dieses ohnehin nur durch wenige Lichter und eine rubinrothe Ampel erleuchteten Boudoirs eine Zuflucht gesucht; jetzt aufgeschreckt, verließen sie je nach ihrem Temperamente, heiter oder mit einem Anfluge von Verstimmung ihre Plätze.

Kathinka wollte die Stühle, die frei geworden waren, besetzen, aber sie sah sich daran gehindert.

„Nehmen wir nicht Platz,“ jagte Ladalinski, „wir können uns ohnehin der Gesellschaft nicht entziehen. Was ich zu sagen habe, ist kurz: York hat kapitulirt.“

„Eh bien!“ sagte Kathinka, offenbar enttäuscht, nach all dem Ernst, den ihr Vater zur Schau getragen hatte, nichts

weiter zu hören als das. Sie war durchaus unpolitisch und kannte nur Persönliches und Persönlichkeiten.

„Kathinka!“ rief der Graf, in der Erregung des Moments sich einen Augenblick vergessend, verbesserte sich aber schnell und setzte mit Förmlichkeit hinzu: „Mein gnädigstes Fräulein!“ In seiner Stimme klang ein leiser Vorwurf. Dann, zu dem Geheimrath sich wendend, dem der Wechsel in der Rede, erst vertraulich, dann förmlich, nicht entgangen war, sagte er: „Kapitulation! Das heißt, er ist zu den Russen übergegangen.“

„Ich vermurthe es.“

Wninski stampfte mit dem Fuße: „Und das nennen sie Treue hierlandes!“

Dann und wann erschien ein Kopf an der Portiere, um eben so schnell wieder zu verschwinden; der Graf aber in seiner Erregung weder das eine noch das andere wahrnehmend, fuhr mit Bitterkeit fort:

„O dies ewige Lied von der deutschen Treue! Jeder lernt es, jeder singt es, und sie singen es so lange, bis sie es selber glauben. Die Staare müssen es hier zu Lande pfeifen. Ich bin ganz sicher, daß dieser General York alles verachtet, was nicht einen preussischen Kock trägt, und das Ende davon heißt „Kapitulation!“

Eine peinliche Pause folgte; keiner vermochte das rechte Wort zu finden, und während in dem alten Ladalinski sich polnisches Blut und preussische Doktrin wie Feuer und Wasser befehden, fühlte Kathinka, daß sie durch ihr unbedachtes Eh bien diesen Sturm zur Hälfte heraufbeschworen hatte.

Tubal sagte sich zuerst: „Ich glaube, Graf, Ihr Eifer verwirrt Ihr Urtheil. Sie wissen, wie ich stehe; überdes sichert mich meine Geburt gegen den Verdacht eines engherzigen Preußenthums.“

Der Geheimrath wurde befangen; Tubal aber, der es nicht sah oder nicht sehen wollte, sprach in ruhigem Tone weiter:

„Nehmen wir den Fall, wie er liegt. Was geschehen ist, ist ein politischer Akt. So lang es eine Geschichte gibt, haben sich Umwälzungen, auch die segensreichsten, durch einen Wort- oder Treubruch eingeleitet. Ich erspare Ihnen und mir die Aufzählung. Wenn es Ausnahmen gibt, so sind es ihrer nicht viele, oder kluge Vorsorglichkeiten haben das Odium zu escamotiren gewußt.“

Der alte Ladalinski athmete auf; Tubal fuhr fort: „Wer vor große, jenseits des Alltäglichen liegende Aufgaben gestellt wird, der soll sich ihnen nicht entziehen, am wenigsten sich zum Knecht landläufiger Begriffe von Ruf und gutem Namen machen. Er soll nicht kleinmüthig vor Verantwortung zurück schreden, denn darauf läuft diese ganze Ehrensorge hinaus. Mit Gott und sich selber hat er sich zu vernehmen. Er soll sich zum Opfer bringen können, sich, Leben, Ehre. Geht es in rechtem Geiste, so wird er die Ehre, die er einsetzt, doppelt wieder gewinnen. Das ist der ewige Widerstreit der Pflichten, zwischen deren Werth es abzuwägen gilt. Eine Treue kann die andere anschlüssen. Wo die Bewährung der einen durch die Verletzung der anderen erkauf werden muß, da wird freilich immer ein Beigeschmack bleiben; aber gerade der, der diesen Beigeschmack am bittersten empfindet, wird aus den reinsten Beweggründen heraus gehandelt haben.“

„Und ist es General York, an den Sie dabei denken?“ fragte Wninski mit einem Anfluge von Spott.

„Gerade an ihn dacht' ich. Kurz, Graf, Sie dürfen ihn verurtheilen, nicht verdächtigen. Was seine That gilt, wird sich zeigen; seine Ehre aber, wie sie meines Schutzes nicht bedarf, sollte gegen jeden Zweifel oder Angriff gesichert sein.“

Es schien, daß Wninski antworten wollte, aber die Musik begann wieder, und die jetzt halb zurückgeschlagene Portiere ließ erkennen, daß die Paare zu einem Contre zusammen traten. Kathinka, mit dem jungen Grafen Brühl engagirt, mahnte zum Abbruch des Gesprächs, das ohnehin andere Wege gegangen und von längerer Dauer gewesen war, als der Geheimrath bei Beginn desselben vorausgegangen hatte. Manches war ihm peinlich gewesen; nur Tubals gute Haltung hatte ihn mit diesem Peinlichen wieder versöhnt.

Ehe der Contre zu Ende war, wußte die ganze Gesell-

schaft von dem großen Ereigniß. Die Wirkung war um vieles geringer als erwartet werden durfte. Die Herren versicherten, „daß sie nicht überrascht seien, daß sich vielmehr nur ein Unausbleibliches vollzogen habe“.

Die Damen dachten der Mehrzahl nach wie Kathinka, und waren nur flug genug, mit einem gleichmäßigen „Eh bien“ zurückzuhalten. Aber wie gering die Wirkung sein mochte, sie war doch groß genug, eine gewisse Zerstreuung hervorzurufen und dadurch die Gesellschaft zu fördern. Schon um zwölf fuhren die ersten Wagen vor, und ehe eine halbe Stunde um war, hatten sich die Säle geleert.

Bummde, Jürgas, Lewin, zu denen sich auch Baron Geert

und der alle andern beinahe um Haupteslänge überragende Major von Haacke gesellt hatten, gingen zusammen die Treppe hinunter. Unten trennte sich Lewin von ihnen; die vier andern Herren aber hatten denselben Weg und schritten auf die Lange Brücke zu. Als sie die Mitte derselben erreicht hatten, sahen sie zu dem Reiterstandbild des großen Kurfürsten auf, das in seiner oberen Hälfte vom Marjall und alten Postgebäude her, in deren Fenstern noch Licht war, beleuchtet wurde. Der prächtige Kopf schien zu lächeln.

„Seht,“ sagte Jürgas, „er sieht nicht aus, als ob es mit uns zu Ende ginge.“

(Fortsetzung folgt.)

## Adam Riese, der Rechenmeister.

Von Max Mühlh.

Nachdruck verboten.  
Ges. d. 11. VI. 70.

„Sieben mal acht ist vierundfünfzig.“

„Nein, sechsundfünfzig, nach Adam Riese.“

„Ja so, sechsundfünfzig.“

Freilich, wenn Adam Riese gesprochen hat, so hört selbstverständlich jeder Widerspruch auf. Wer ist denn aber diese Rechenautorität, gegen deren Unfehlbarkeit nicht anzukommen ist? Jedenfalls der Herausgeber einer Rechenschule. Aber wer war er, wann lebte er? Die Umschrift des nebenstehenden Porträts sagt es: „Anno 1550 Adam Ries seins Alters im LVI.“

„Fünfhundertundfünfzig? So alt schon?“

Ja so alt; und darin liegt ein Grund seiner Popularität. Doch das muß des näheren begründet werden.

Mit der Volksschule sah es in der Zeit vor der Reformation bitterböse aus. Es gab Stadtschulen für wenige begünstigte Patriziersöhne, es gab Klosterschulen, in denen ein wenig Latein, Mathematik, Physik und viel Theologie gelernt wurde, aber es gab fast keine Schulen, in denen der niedere Mann etwas für das praktische Leben hätte lernen können.

Und wie ward die arme Jugend genährt. Luther spricht sich darüber in seiner treffenden Weise so aus: „Ja was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Eitel, Klöße und Blöße werden? Ist's doch auch nicht meine Meinung, daß man solche Schulen errichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe 20 oder 30 Jahre über dem Donat und Alexander (zwei das ganze Mittelalter beherrschende wunderliche Lehrbücher der lateinischen Sprache) gelernt, und dennoch nichts gelernt hat. . . . Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegefeuer unsere Schulen, da wir ihnen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, und da wir doch nichts, denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Bittern, Angst und Jammer. Solch Lehrer und Meister haben wir müssen allenthalben haben, die selbst nichts gekonnt und nichts guts und rechts haben mögen lehren. . . . Was ist die Schuld? Es sind keine anderen Bücher vorhanden gewesen, denn solch tolle Mönch- und Sophistenbücher.“

Die Reformatoren waren davon überzeugt, daß sie ihre Kirche auf das Fundament der Schule bauen mußten, und ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg; es entstanden unter Rektoren, Kandidaten und Schulmeistern zahlreiche Stadtschulen. Und auch für's Land wurde gesorgt. Alle die zahlreichen Visitationsordnungen, welche in den folgenden Jahrzehnten von den verschiedenen Landesbehörden erlassen wurden, legten besonderen Nachdruck auf die Schulfrage. Man fand aber auch absolute Unwissenheit und mußte zufrieden sein, wenn Lehrer und Schüler es zum Lesen und Schreiben brachten. Als letztes Ziel wurde bezeichnet, auch Mädchenschulen einzurichten, in denen wenigstens das Lesen traktiert werden möchte.

Vom Rechnen verlaunt in den Lehrplänen nicht ein Wort. Ja, Zwingli, der der Zahlkunde Erwähnung thut, weiß sie theologisch zu rechtfertigen, da ja Gott auch die Welt nach Maßen und Zahlen erschaffen habe, erkenne ihre Nothwendigkeit an, warnt aber, sich ja nicht zu lange mit ihr zu beschäftigen. Aber das lebendige Bedürfnis war stärker als die gelehrte Doktrin; es fanden sich Rechenmeister, öfter zugleich als Schreibmeister fungierend, welche das elementare und kaufmännische Rechnen traktierten. Bald erschienen auch die von Luther mit Recht

schmerzlich vermischten Bücher. Wie groß das Bedürfnis war, kann man aus der massenhaften Produktion sehen. Es erschienen im 16. Jahrhundert mehr als zweihundert Werke über die Rechenkunst. In die Reihe der Autoren von Rechenbüchern gehört auch Adam Riese. Die erste Ausgabe seines Buches ist vom Jahre 1525, eine zweite von 1529, eine dritte, die welche mir eben vorliegt und die das Holzschnittporträt des Meisters auf dem Titelblatte führt, von 1550.

Von Rieses Lebensverhältnissen ist wenig bekannt. Er ist 1492 zu Staffelstein in Franken geboren, war 1522 „Rechenmeister“ in Erfurt und nach 1525 Bergbeamter „auf'sant Andreasberg“. Nebenbei hatte er um 1532 eine Privatschule, in welcher er seine Rechenkunst lehrte. Er starb 1559. Ein kleines Landgut, welches Riese in der Nähe von Annaberg besaß, führt noch heute den Namen Riesenburg.

Was sein Rechenwerk anbetrifft, so müssen wir sagen, daß es weder das einzige seiner Art, noch das erste oder letzte, daß es nicht neu in der Methode, auch nicht abweichend in der Form ist. Was war also der Grund, daß gerade Adam Riese diese Berühmtheit erlangte, und daß sein Buch außer den oben genannten drei noch so viele Auflagen erlebte, wie daneben kaum ein anderes altes Schulbuch? Adam Riese war, um es mit kurzen Worten zu sagen, ein geborener Schulmeister und ein alter Praktiker, der genau wußte, wen er vor sich hatte, und der dem Bedürfnis seiner Zeit gerecht zu werden verstand. Hier der Beweis.

Er äußert sich in der Vorrede: „Ich habe gefunden in vnder weisung der Jugend das alle weg | die so auff Linien anheben des Rechnens fertiger vnd künstiger werden | denn so sie mit den ziffern die Feder genant ansehen | In den Linien werden sie fertig des zelen | und für alle Exempla der kaufhandel und haushaltung schöpfen sie einen besseren grund | Mögen als denn mit geringer mühe auff den ziffern ire Rechnung volbringen.“

In diesen wenigen Worten liegt ein ganzes Buch pädagogischer Weisheit. Riese spricht den Grundsatz aus, der leider nach ihm vernachlässigt und erst durch die neueste Methodik wieder zur Geltung gekommen ist: der Anfänger soll nicht mit abstrakten Ziffern, sondern mit benannten Gegenständen, also nicht mit der 3, 4, 5, sondern mit 3, 4, 5 Äpfeln oder Birnen oder Pfennigen rechnen. Wir müssen diesen methodischen Grundsatz unserem Adam Riese noch höher anrechnen, wenn wir uns aus den Klagen Luthers erinnern, wie schlimm es mit der Methode in den Schulen bis in die Reformation hinein stand, und wie hier die harte Tyrannei, dort das abstrakte Gelehrthum die Jügel führten.

Aber was heißt denn das: auf Linien rechnen? Nehmen wir an, daß wir diese Anfängerkunst durch Adam Riese zu erlernen hätten. Wir brauchen zuerst einen Tisch oder ein Brett oder eine andere Fläche. Auf diese werden 6 oder 7 wagerechte parallele Linien gezeichnet und in mäßigen Abständen senkrechte Querstriche angebracht, so daß das Ganze aussieht wie Notenlinien mit Taktstrichen. Die Ähnlichkeit mit Noten geht auch noch weiter. Die unterste Linie ist der Ort für die Einer, die nächsten bezeichnen die Zehner, Hunderter und Tausender. Diese, die vierte Linie und die siebente, auf welche die Million zu stehen kommt, werden durch Kreuze über den

Querlinien ausgezeichnet. Auf die Zwischenräume kommen die Fünfer zu stehen. Unter den Linien steht der Bruch  $\frac{1}{2}$ . Die Rechenbank sieht also aus, wie nebenstehende Figur zeigt und die Zahl 1878 würde durch niedergelegte Marken ausgedrückt werden, wie die schwarzen Punkte veranschaulichen. Die Operation besteht nun darin, Zahlen niederzulegen. Soll addirt werden, so legt man die zuzählende neben die gegebene, die Einer neben die

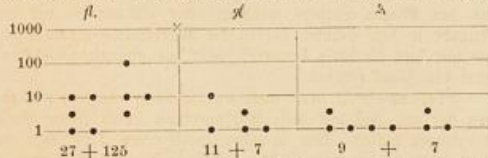
Einer, die Zehner neben die Zehner etc., und achtet nur darauf, daß überall, wo 5 Marken auf eine Linie kommen würden, statt dessen eine Marke auf die höhere Stelle gelegt wird, und daß überall, wo zwei Fünfer zusammenkommen, ebenso verfahren wird. So gehört zur Rechnung nicht einmal Schreiben, sondern nur Zählenskönnen.

Adam Riese hebt an mit dem Addiren. Sein erstes Exempel lautet:  
 Den Fl. für 21 Gr. und ein Gr. für 12 Pf.  
 Man ist mir schuldig  
 27 11 9  
 125 Fl. 7 Gr. 7 Pf.  
 81 19 5

u. s. w.  
 Wie viel thut es in Summa?

Da haben wir ad zwei auch den alten Praktikus. Mitten aus dem täglichen Bedürfnisse nimmt er seine Aufgaben. Die Anweisung zum Ausrechnen lautet: „Mach also | vnderscheid zu erst die Linien in drei teil | lege die Fl. allein | großchen allein | die pfennig auch allein | Mach Pf. zu Gr. und Gr. zu Fl. | kommen 1281 Fl. 4 Gr. und 3 Pf.“

Der Vorgang ist also folgender. Man theilt die Linien durch senkrechte Striche in drei Felder für Gulden, Groschen und Pfennige. Nun wird niedergelegt, sei es in Natura, sei es in Rechenpfennigen, wie Figura zeigt, 2 Zeh-



ner, 1 Fünfer und 2 Einer für die Gulden, 1 Zehner, 1 Einer für die Groschen, 1 Fünfer, 4 Einer für die Pfennige. Hierauf wird der zweite Posten 125 Fl. 7 Gr. 7 Pf. ebenso niedergelegt, die Einer zu Fünfern, die Fünfer zu Zehnern gemacht und fortgefahren, bis das ganze Exempel aufgearbeitet ist. Werden dann die Pfennige in Groschen, diese in Gulden verwandelt, so ist das Facit gewonnen.

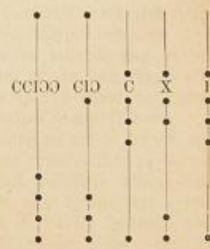
Ebenso leicht macht sich das Subtrahiren, nur ist der Umstand störend, daß man nicht Zehner, sondern Fünfer zu „borgen“ nötig hat. Das Verfahren beim Multiplizieren — Adam Riese fügt als besondere Rechnungsarten Dupliren und Mediren ein, was wir übergehen — ist dasselbe, welches heute noch, oder besser gesagt, heutzutage wieder beim Kopfrechnen angewendet wird. Riese, dessen Verfahren ja im Grunde ein durch die Pfennige veranschaulichtes Kopfrechnen ist, geht von den höheren zu den niederen Einheiten herab. Er lehrt: zum Multiplizieren gehören zwei Zahlen | eine | die Multipliziert wird, solche leg nider | die ander dadurch du Multiplizierst | schreib vor dich | Zu oberst heb an Zeit ein pfennig im spacio (Zwischenraum) greiff auff die Linie darüber | und leg die für geschriebene zal halb | (d. h. man soll sich die Fünfer immer als die Hälfte der darüber stehenden dekadischen Einheit denken, also:  $50 \times 7 = 3\frac{1}{2}$  Hunderter). Wann aber pfennig auff der Linien liegen | so greiff auf die oberste Linien | multiplizier bleib still halten | leg die für geschriebene zal alda | so oft sam pfennig auf der Linien liegen.

Das Verfahren des Dividirens entspricht durch aus jenem des Zifferrechnens.

Dieses Rechnen auf Linien, wie es Riese lehrt, ist keineswegs eine Erfindung der Schulmeister, noch ursprünglich für Schulzwecke bestimmt. So wurde im öffentlichen Verkehr gerechnet. Die Geldgeschäfte wurden mit Hilfe der Rechenbank, d. h. eines mit den beschriebenen Linien bemalten Tisches ausgeführt, und die heute noch üblichen Ausdrücke: Bankgeschäft, Bankhaus, Bankier, Bankerut knüpfen an den genannten Apparat an, ohne den bei mangelhafter Uebung in den Ziffern gar nicht zu rechnen war. Seine Historie ist uralt, sie reicht bis in das graue Römerthum hinauf, denn wir finden unsere mittelalterliche Linienrechnung bereits im römischen Abakus vor.

Die Geschichte der römischen Zahlentafel ist nicht ohne Dunkelheiten, wahr-

scheinlich ist, daß es sich um Linien und auf diese in bestimmter Reihe nach Zehnern und Fünfern gestellte Knöpfe handelt. Also etwa so: Fünf Linien geben die Stellen für Einer, Zehner, Hunderter, Tausender und Zehntausender an. Die einzelnen oberhalb der Zahlenreihe stehenden Knöpfe sind Fünfer, die unterhalb stehenden Einer. Natürlich sind nur vier Einer nötig, da der Fünfte bereits den nächsten Fünfer voll macht. Diejenigen Knöpfe, welche gelten sollen, werden nach der Mitte gehoben. So ist leicht verständlich, daß auf nebenstehendem Abakus die Zahl 1878 gesetzt ist.



Denke ich mir nun diese

## Rechenung nach der Länge/ auff den Linien und Federn.

Darzu forteil vnd bequendigkeit durch die Proportiones/ Practica genant/ Mit grüntlichem vnterricht des visierens.

Durch Adam Riesen.  
 im 1550. Jar.



Cum gratia & priuilegio Caesareo.

Genaue Nachbildung des Titelblattes von Adam Rieses Rechenwerk.

Linien wagerecht gelegt und die oben stehenden Fünfer in die Zwischenräume eingerückt, so kommt ganz genau die mittelalterliche Rechentafel heraus.

Aus dem Linienabakus entwickelte sich im Laufe der Zeit der Kolumenabakus, den Boethius (500 n. Chr.) die pythagoräische Tafel nennt. Hier sind die Fünfer weggefallen und die Einer werden nicht mehr durch einzelne Einheiten, sondern symbolische Ziffern ausgedrückt. Hier würde 1878 so aussehen:

X	I	C	X	I
	(I)	(VIII)	(VII)	(VIII)

Es ist von hieraus bis zum Ziffersystem, in welchem die Einheiten zwischen 1 und 10 eigene Schriftzeichen haben und erst durch ihre Stellung in der Reihe der übrigen zu Zehnern, Hunderten etc. gemacht werden, nur ein Schritt. Dieser Schritt wurde mit Einführung der arabischen Ziffer wirklich gethan und in Gelehrtenkreisen gewürdigt; doch zählte das Volk in alter Weise weiter, ja ihre Rechentafel behielt die alte Form und selbst die Fünfer bei, da es ersichtlich bequemer ist, 2 Fünfer als 10 Einer zu setzen.

Nach Adam Riese gehen die letzten Reste dieser Rechnungsart, die pädagogisch hervorragenden Werth hat, verloren, um in freierer Weise erst neuerdings wieder in der Methode eingeführt zu werden.

Adam Riese war ein alter Praktikus. Das macht sein Buch werthvoll nach einer Seite, daran er selbst schwerlich gedacht hat. Für den Kulturhistoriker ist der schwarzenbraune Band ein wahrer Lederbissen. Was der Historiker mit vieler Mühe und unendlicher Geduld aus alten Rechnungen, Quittungen, Küchenzetteln und dergleichen zusammenkombinieren mußte, das findet er hier klar und rund auf wenigen Seiten. Unser Rechenmeister führt uns mitten in Handel und Wandel seiner Zeit ein; wir erfahren, was Leinwand, Parchent, Tuch, Harros (ein schweres niederländisches Tuch), Sammat, Ländisch, Mechisch und purpurianisch Tuch gilt. Wir werden in die Niederlagen der Materialwaarenhändler geführt und werden des ge-

nauesten unterrichtet über die Preise von einem Centner Zucker, Wachs, Anschlitt, Malz, einem Säcklein Ingwer, einer Tonne Häring, einem Stumpf Safran, einem Logel Seife zu Nürnberg oder Venedig. Die folgende Rechnung stellt uns einen ganzen Haushalt vor Augen: „Einer hat 5 Pferde und ist selbst es, macht sein Rechnung auf 1 Jahr also, daß er haben muß die Woche auf 1 Pferd einen halben Scheffel Hafer, auf 1 Pferd Tag und Nacht für 6 Pf. Rauchfutter. Des Habern gilt 1 Scheffel 19 Gr. Redent auf jedes Pferd für Lohn, Kleidung und Schmiedeloh 16 Fl., dem Koch, Schlicherin und der Hausmagd 17 Fl. Maß haben die Wochen 1/2 Scheffel Korn, gilt 1 Scheffel 32 Gr. Mehr will er haben alle Mahlzeit 1 Kandel Wein und 6 Kandel Bier, giebt für 1 Eimer Wein 3 Fl. und für 1 Maß Bier 3 Fl. 15 Gr. Das Maß für 5 Eimer und 1 Eimer für 64 Kandel gerechnet. Muß ferner haben die Wochen 1 Fl. 3 Gr. zu Fleisch, 12 Gr. zu Fischen, 8 Gr. zu Eiern und Zugemus, 3 Kandel Butter zu 2 Gr. 9 Pf. Mehr 3 Tonnen Käs zu 3 Fl. 17 Gr. für Salz und Würz 18 Fl. und 20 Fl. für Holz und Kohlen. Wieviel muß er des Jahres haben? Fazit: 629 Fl. 20 Gr. 10 Pf. 1 Hr. und 1/4.“

Wie wird bei solchen billigen Preisen der sorgfamen Hausfrau zu Muthe? Sie möge indessen bedenken, daß der damalige Geldwerth etwa der fünffache des heutigen war — dann kommt es so ziemlich wieder heraus. — Ein Knecht erhält 9 Fl. 5 Gr. Lohn, die Magd 4 Fl., 4 Paar Schuhe und 9 Ellen Leinwand zu 16 Pf. die Elle.

Wenn wir das dringende Bedürfnis der Zeit durch Rechenbücher und Rechenmeister für den praktischen Gebrauch belehrt zu werden berücksichtigen, und finden, daß Adam Riese zwar nichts neues und besonderes bietet, aber, was er schreibt, praktisch ansieht und genau auf das praktische Bedürfnis zuschneidet, so nimmt uns nicht Wunder, daß er, der Adam Riese, des Sprichworts geworden ist. Also sind „nach Adam Riese“  $2 \times 2 = 4$ , wie er selbst in sein Wappen geschrieben hat.

### Die Tintenfische im Berliner Aquarium.

Wahrschaf verboten  
Gel. n. 11./VI. 70.

Da die Tintenfische im Berliner Aquarium zur Zeit viel von sich reden machen, so wird es den Lesern des Daheim gewiß lieb sein, näheres über diese seltsamen Geschöpfe zu erfahren.

Unsere Thiere haben mit dem Geschlechte der Fische absolut nichts zu schaffen; wir haben es vielmehr mit den Repräsentanten einer Klasse aus dem Geschlechte der Weichtiere, Mollusken zu thun, mit wirbellosen, in der Mehrzahl im feuchten Elemente heimischen und vorzugsweise die Meere bewohnenden Geschöpfe. Sämmtliche Vertreter dieser Klasse fassen wir unter der Bezeichnung der Kopffüßer (Cephalopoda) zusammen, weil ein dem Fuße der übrigen Mollusken morphologisch gleiches Organ, von dem wir später noch reden, entwicklungs-geschichtlich der Ausgangspunkt für die Bildung des Kopfes gewesen ist.

Bei äußerer Betrachtung unserer Thiere unterscheidet man am Körper derselben zwei scharf von einander abgesetzte Theile: einen vorderen, sehr ansehnlichen Kopf und einen dahinter gelegenen Kumpf, welcher von einem glockenförmigen stark gewölbten Mantel umgeben wird. Oftmals birgt derselbe ein inneres Schalenrudiment, in Form einer ovalen, in einer besonderen Rückentasche des Mantels gelegenen Platte. Diese ist entweder biegsame Hornsubstanz oder eine aus Kalksalzen gebildete poröse Masse, welche unter dem Namen Os sepiae jedermann bekannt sein dürfte. Unseren Aquariumbewohnern aber fehlt dieses Skelettsstück.

Der Kopf trägt jederseits zwei große, mit länglicher Pupille und goldglänzender Iris versehene Augen, welche, wie die der Kraken, bei Nacht leuchten und namentlich bei größeren Arten einen ungemein wilden und stieren Ausdruck haben.

Das Cephalopodenauge steht dem des Menschen und der höchst entwickelten Thiere an Vollkommenheit wenig nach und ist mit demselben in seinem inneren Bau fast identisch. Jeder Augenbulbus liegt in einer besonderen Augenhöhle und wird von einer Kapfel umschlossen, welche bei unseren Octopoden

unter einer lödartigen Hautkappe eine Öffnung zeigt, durch welche wunderbarer Weise das Seewasser in die Augenkammer eindringt. — Vor allem aber fallen dem Beobachter die mächtigen Arme auf, welche acht an der Zahl dem Kopfe angewachsen sind und demselben einen unheimlichen Charakter verleihen, so daß er sich gleichsam als schlangentragendes Gorgonenhaut ausnimmt. Eine Hautkappe, welche sich, wie die Schwimmhaut zwischen den Fehen mancher Wasservogel, zwischen ihnen ausspannt, bildet dadurch zugleich vor der inmitten des Armbandes gelegenen Mundöffnung eine Art Trichter, der sich je nach der Bewegung des Kopfschmudes erweitert oder verengert.

Jeder Arm trägt an seiner inneren Fläche eine große Zahl reihenförmig angeordneter Saugnapfe, welche von der größten Bedeutung für das Thier sind. Wenn dasselbe kriechen will, so fixirt es mit Hilfe derselben seine Arme an feste Körper der Umgebung und zieht dann den übrigen Leib nach. Die Festigkeit, mit welcher diese Saugnapfe anhalten, wird uns begreiflich, wenn wir das Thier, wie es im Aquarium häufiger geschieht, nachdem es sich in eine Felsenpalte verkrochen hat, mit weit ausgerecktem Arm Steine, die an Gewicht dem ganzen Körper gleichkommen, mit Leichtigkeit zu sich heranziehen sehen, um sie vor dem Schlupfwinkel anzupflanzen. Zugleich offenbart sich durch diese Leistung das Kraftmaß des Cephalopoden, welches hier, wie bei allen Organismen, von der Größe der Querschnitts der Muskeln abhängig ist. Aber abgesehen von der Hilfeleistung, welche die Arme bei der Fortbewegung gewähren, dienen sie vor allem zum Fangen und Ergreifen der Beute.

Wehe dem Krebs oder einer anderen Lieblingsbeute unseres Octopoden, dem auch nur eine Saugschibe an den Krallen geht. Alles Zappeln und Geberden ist vergebens. Das Greifwerkzeug hofet — und wäre die betreffende Anfaßfläche noch so glatt und schlüpfrig — als wäre es mit dem Körper des Beutethieres verwachsen. Der ergriffene Bissen wird dann zum Munde geführt, wo zwei mächtige hornige Kiefer, welche

täuschende Aehnlichkeit mit einem umgekehrten Papageijhabel besitzen, und eine mit zahmartigen Platten und Haken besetzte Zunge die nöthige Zertheilungsarbeit verrichten.

Bei diesem Geschäft oder schon vorher bei dem Erspähen und Ergreifen der Nahrung, oder bei irgend welchen physischen Vorgängen bietet sich uns eine ganz merkwürdige Erscheinung dar. Wir bemerken nämlich, daß das Thier in längeren oder kürzeren Zwischenräumen seine Körperfarbe wechselt. Bald ist es ganz licht, fast weiß, bald grau oder tief dunkel gefärbt. Dieses merkwürdige, auch an anderen Thieren, z. B. am Chamäleon beobachtete Farbenpiel wird durch die Beschaffenheit der Körperbekleidung bedingt. Unsere Cephalopoden besitzen

einander gelagert. Da die Zellenmuskeln in Abhängigkeit von dem Nervensystem und dem Willen des Thieres stehen, so erklärt sich leicht der häufige Wechsel von hellen und dunkeln Farben, welche über den ganzen Körper hinziehen. Außer den Chromotophoren — so nennt man diese farbstoffführenden Zellen — finden sich noch tiefer gelegene kleine glänzende Flitterchen in der Unterhaut, deren Interferenzerscheinungen die Oberhaut ihren glänzenden schillernden Anstrich verdankt.

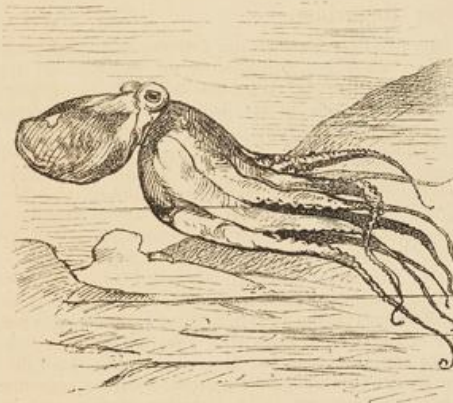
Das Gefäßsystem der Cephalopoden zeigt von allen anderen wirbellosen Thieren wohl die höchste Entwicklung. Ein ansehnliches muskulöses Herz pumpt die ernärende Körperflüssigkeit durch zahlreiche größere und kleinere Adern, welche sich



Tintenfisch: Ruhsitzend.



Tintenfisch: Beim Strecken.



Tintenfisch: Schwimmend.



Tintenfisch: In seiner Klampe.

eine glatte schlüpfrige Haut, welche im wesentlichen aus zwei Schichten, einer oberflächlichen Epidermis oder Oberhaut und einer aus bindegewebigen Fasern und Muskeln zusammengesetzten Unterhaut oder Kutis besteht, welche letztere die Ursache besagter Erscheinung in sich schließt. Bei genauerer Betrachtung lassen sich darin zahlreiche, mit Pigment ausgefüllte Zellen erkennen, deren Membran strahlenförmigen Muskelfasern als Ansatzpunkt dient. Bei Kontraktion (Zusammenziehung) dieser Fasern erfolgt eine sternförmig verlaufende Zerrung der Zelle und der darin enthaltene Farbstoff ordnet sich peripherisch den Ausläufern an. Tritt alsdann Expansion (Wiederausdehnung) der betreffenden Muskulatur ein, so wird die Zelle ihre ursprüngliche kugelige Form wiedergewinnen und das Pigment schiebt auf einen kleineren Raum zusammen. Gewöhnlich finden sich zwei verschiedenen Farbstoff führende Zellen neben- oder über-

überall in den Organen fein verzweigen und sogenannte Kapillarneße bilden. Die Ernährungsflüssigkeit aber ist — blaues Blut, und mancher junge Herr, der durch schöne Phrasen, Anstand und Grazie die Elite der Gesellschaft zu entzünden weiß, dem aber zum völligen Kavallerier leider dieses fehlt, möchte wohl neidisch auf das ahnenreiche Geschlecht dieser aristokratischen Meeresbewohner herunterschauen.

Der Ort, an dem das Blut mit dem ernährenden Sauerstoff in Berührung kommt, ist der Sitz der Respirationsfunktion, welche in unserem Falle durch Kiemen bewerkstelligt wird. Vier starke Gefäße, die sogenannten Kiemenarterien, führen das Blut diesem Athmungsorgane zu, von wo aus es dann erfrischt den übrigen Kreislauf vollzieht. Als höchst interessante eigenthümliche Einrichtung, welche an den Gefäßen vor ihrem Eintritt in die Athmungsorgane sich findet, sind noch die sogenannten Kiemen-

hergen zu erwähnen. Sie erscheinen als verdichte, mit zusammenziehbarem Muskelbeleg versehene Stellen der Arterienwand und pulsiren lebhaft. Am seltsamsten aber erscheint der Umstand, daß das Gefäßsystem nicht vollkommen geschlossen ist, sondern Verbindung mit der Außenwelt zeigt, so daß sich das salzige Element unbehindert dem Blute beimengen kann und mit ihm innig gemischt durch den Körper rinnt.

Höchst interessant ist das Schutzmittel, vermöge dessen unsere Cephalopoden sich den Angriffen ihrer schnelleren Feinde entziehen. Es ist ihnen dieses ein Excretionsorgan, der sogenannte Tintenbeutel, der gleichzeitig die Veranlassung zu dem Namen Tintenfisch wurde. Dasselbe besteht aus einem birnenförmigen Sacke, welcher mit einem trichterförmigen Ausführungsgang ins Freie mündet. Wird das Thier verfolgt, so entleert sich daraus eine intensiv schwarzbraune Flüssigkeit, welche den Leib mit einer dichten, für das Auge des Feindes undurchdringlichen Wolke umgibt. Die abgeforderte Flüssigkeit aber, gereinigt und präparirt, ist jedem als Sepia oder Nero di Roma bekannt und wird von Zeichnern wegen des weichen Tones, welchen sie dem Bilde verleiht, manchen anderen Farben vorgezogen.

Die Cephalopoden sind sehr fruchtbar; tausende verhältnißmäßig große Eier werden traubenförmig vereinigt von dem Weibchen abgelegt und führen bei den Fischen der südlichen Meere den Namen „Meertrauben“.

Obgleich die Tintenfische gelegentlich auch vorwärts kriechen, so erfolgt ihre eigentliche Fortbewegung doch rückwärts. Eine schnelle Vorwärtsbewegung ließe sich aber auch sonst kaum ermöglichen, denn die mächtig entwickelten Arme würden der

Wassermaße einen viel zu gewaltigen Widerstand entgegenzusetzen und der Verfolger hätte leichte Mühe seine Beute zu erschöpfen. Die Rückwärtsbewegung kommt in folgender Weise zu Stande: An der Bauchseite des Rumpfes unserer Thiere erhebt sich aus einer durch Saugnapfe verschließbaren Mantelspalte ein dem Fuße der übrigen Mollusken ähnliches Organ, welches nach seiner Form den Namen Trichter führt. Dieser, mit seiner breiten Oeffnung in der Mantelhöhle beginnend und mit seiner kleinen ins Freie mündend, bewirkt im Verein mit der kräftigen Muskulatur des Mantels die wunderbare Fortbewegung, welche nach ganz demselben Principe geschieht, das die Rakete in die Lüfte schleudert. Die sich zusammenziehenden Muskeln des Mantels entleeren die in dessen Raum enthaltene, den der entzündeten Rakete entzündenden Gasen vergleichbare Wassermaße mit einiger Gewalt stoßweise aus der kleinen Oeffnung des Trichters, und infolge des so bewirkten Rückstoßes schießt dann das ganze Thier nach rückwärts im Wasser fort. Im Seebecken des Aquariums sind solche Schwimmbewegungen gleichsam nur Uebungen, die sich auf dem abgemessenen Raum nicht zur vollendeten Fertigkeit gestalten lassen; doch alles, was sich hier im Kleinen abspielt, ereignet sich auch, nur in größerem Maßstabe, in den Fluthen des Weltmeeres. — Daß die Cephalopoden mitunter in riesenhaften Exemplaren vorkommen und durch diese zu der Sage von Kraken Veranlassung gegeben haben, wissen Ihre Leser bereits aus den Begleitworten zu der Abbildung des Octopus im New-Yorker Aquarium (Nr. 7. XIV, des Dagein). Unsere Berliner Tintenfische zeigen freilich nur sehr bescheidene Dimensionen. Dr. Griesbach.

### Am Familientische.

#### Am Sarge des Vaters.

(Zu dem Bilde auf S. 493.)

Ein hohes Alter des Geschlechts gilt wohl bei allen Stämmen, gewiß aber bei allen germanischen Völkern als ein Vorzug, der gern oder ungern, bewußt oder unbewußt von jedem anerkannt wird. Gesellen sich zu dem Alter noch Reichthum und eine ruhmreiche Tradition, so erweckt das Gedächtniß eines solchen Hauses auch in weiteren Kreisen Theilnahme als in denen, die mit der Familie in direktem Zusammenhang standen. Ein großes Geschlecht aber ist es, dessen vorlehten Grossen sie hier niedergelegt haben in der Schloßkapelle, während vielleicht der letzte betend am Sarge des Vaters kniet. Was wird die Zukunft des Knaben sein? Wird er einmal zu den alten Ehrenkränzen seines Stammes neue hinzufügen und sie künftigen Geschlechtern übermachen, oder wird er einst ins Grab sinken — als der letzte seines Stammes?

#### Interessante Vergleiche.

Als man im Januar 1877 bei einem Bau auf die Grundmauern des ehemaligen Kunstseilerhauses in Berlin stieß, welches im 16. Jahrhundert errichtet worden war, fand man darin das Gerippe eines Hais und ein Hühnerrei. Im Fundament eines alten Hauses zu Altenhagen fanden sich Eierhälften eingemauert. Ein eingemauertes Ei fand sich auch im Gemäuer der Kirchspielkirche zu Hierlohn.

Damit die Kirche unerrückt stehen bleiben sollte, mauerte man nach dänischen Ueberlieferungen unter dem Altar ein Lamm ein, auf jedem Kirchhofe aber begrub man, bevor eine Leiche eingeseht wurde, ein lebendiges Pferd.

John Jackson sah, wie beim Bau einer Häuptlingswohnung auf Newa (Sidicht-Inseln), nachdem die Löcher für die Grundfesten gegraben waren, in jedes derselben ein Sklave stieg, der lebendig mit Erde überschüttet wurde, und auf dem man dann die Pfosten errichtete.

Als Nadischah Sala Wien das Fort von Siallet erbaute, stürzte die Grundlage der südlichen Bastion so oft ein, daß er sich schließlich an einen Wahrsager wandte, der ihm versicherte, daß sie niemals halten würde, wenn nicht das Blut eines einzigen Sohnes hier vergossen würde. So geschah es mit dem einzigen Sohne einer Wittwe.

In Galame in Afrika hat man früher vor dem Hauptthore der Stadt bisweilen einen Knaben und ein Mädchen lebendig begraben, um die Stadt dadurch uneinnehmbar zu machen.

Um den gebrochenen Damm des Rogatstromes (1463) wieder herzustellen, rieth ein Unbekannter, einen lebenden Menschen hineinzustützen, worauf die Bauern einen Bettler betrunken machten und dann dort begruben.

So haben wir an einer Anzahl Beispielen gesehen, wie das Ei, das die Maurer des 16. und 17. Jahrhunderts in das Fundament einmauerten, in seiner Eigenschaft als Symbol des Lebens in milderer Zeit an Stelle der lebendigen Menschenleiche getreten war. Ursprünglich wurde auch in Europa — wie außer dem angeführten Beispiel zahlreiche Sagen beweisen — ein Bau gern auf den angeführten Beispiel angeordnet, das fand auf den Inseln der Südsee, in Afrika und Wien noch unlängst statt, ja es ist wohl zweifellos, daß auch heute

noch hier und dort der Grundpfahl zum Van des Tempels oder Palastes des Häuptlings durch den warmen Leib lebendig Begrabener getrieben wird.

Wir haben die vorliegenden Beispiele aus einer großen Anzahl ähnlicher hervorgehoben, die sich in einem so eben erschienenen Buche des Dr. Richard Andree: „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“ (Stuttgart, Julius Neuber 1878) verzeichnen finden. Es handelt sich in diesem Buche darum, an der Hand gut beglaubigter Thatfachen, den Nachweis zu führen, daß eine Fülle von Vorstellungen der Menschheit als solcher immanent sind, oder daß sie doch wenigstens unter den verschiedensten Völkern durchaus unabhängig von einander entstanden sind. Man kann eben in der That mit Fug und Recht von einer Menschenseele sprechen, man kann sagen, daß der Mensch ebenso, wie er überall in ähnlicher Weise ist und trinkt, auch in gleicher Weise empfindet, woraus sich dann auch ganz ähnliche Vorstellungen ergeben. So gibt es z. B. bei allen Völkern Unglückstage, und zwar gilt bei fast allen denen, welche unsere Wochenentheilung kennen, der Freitag als ein solcher. Warum? U. A. u. g.

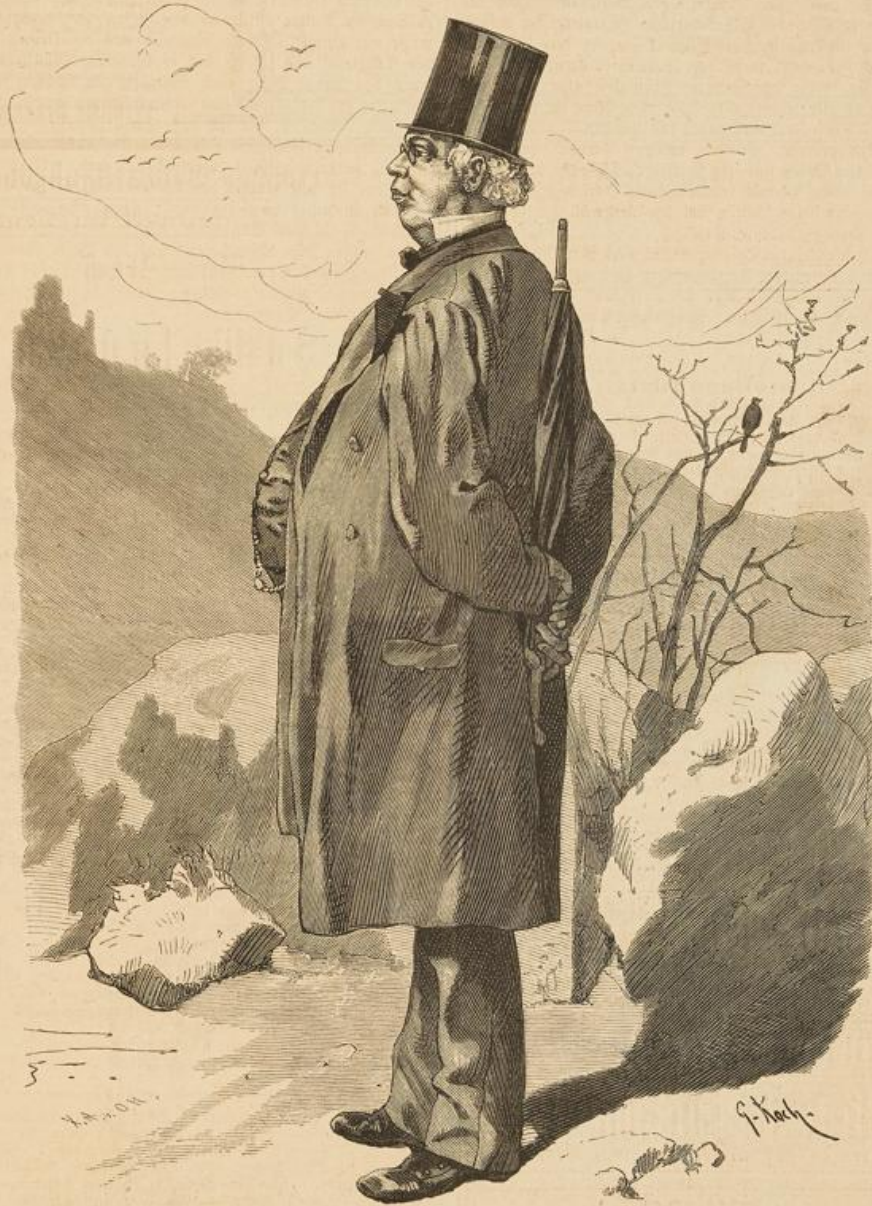
Das Andree'sche Buch ist ein (wenn auch nicht pedantisch) streng wissenschaftliches, es ergibt sich schon daraus, daß es nicht amüsan in gewöhnlichem Sinne des Wortes ist. Wer aber Interesse hat für Ethnographie und Psychologie, und sei es auch nur als Dilettant, der wird mit Interesse dem Nachweise folgen, daß z. B. die Geschichte vom Swinegel und Hais sich in Südafrika wiederholt als Weikampf zwischen Strauß und Schildkröte und in Südamerika zwischen Reh und Schildkröte spielt.

Zum Schluß noch eins: Andree ist ein besonnenen Forscher, einer noch aus der guten alten Schule, in der es noch für wissenschaftlich galt, zu sagen: „das weiß ich nicht“, wenn man es eben nicht wollte. Er hat ferner die dem Wanne der Wissenschaft so nöthige Abneigung gegen leichtfertige oder doch nicht hinreichend begründete Schlüsse. Das zeigt sich namentlich in dem trefflichen, mit höchst interessanten Abbildungen versehenen Abschnitt über die Petrogllyphen, in Stein geritzten oder geschnittenen Ornamente u. d. Der auf diesem Felde so üppig wuchernde Humbung wird da tüchtig ausgeraut. Um den Inhalt näher zu charakterisiren, erwähnen wir unter den einzelnen Abhandlungen noch jene über Tagewählerei, Hausbau, Sündenbock, Böser Blick, Berwolf, Vampyr, Fußspuren, Erdbeben, Gestirne, Speiseverbote, Schädeltanz, den Schmed, Personennamen, Knotenchrift, Werthmesser u. d. Möge Andree bald Nachfolger finden, Nachfolger, die nicht nur ebenso gelehrt und fleißig, sondern auch ebenso wahrheitsliebend und besonnen sind wie er. Th. S. P.

**Inhalt:** Im Bahn. (Fort.) Seemovelle von Bernhard Wagener. — Farbenstudien. (Schluß.) III. Purpur und Scharlach. Von Franz Deltisch. — Vor dem Sturm. (Fort.) Roman von Theodor Fontane. — Adam Niesl, der Rechenmeister. Von Max Mühlh. Mit dem Titelblatt seines Werkes. — Die Tintenfische im Berliner Aquarium. Von Dr. Griesbach. Mit 4 Illustr. — Am Familientische: Am Sarge des Vaters. Zu dem Bilde von Jakob Leist. — Interessante Vergleiche.



Aus der Zeit — für die Zeit.



Herr Camphausen auf Reisen. Frühlingsstimmungsbild aus dem Leben eines Finanzministers a. D.  
„Beatus ille qui procul negotiis.“

Bis Freitag Abend  
in Leipzig einliefernde Substrate haben  
Aufnahme in die acht Tage darauf  
erfolgende Nummer.

# Daheim - Anzeiger.

(Ausgegeben am 4. Mai 1878, geschlossen am 27. April 1878.)

Insertionspreis  
für die viergespaltene Kompatibilität  
oder deren Raum  
60 Pf.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte alkalische  
Kochsalz-Thermen (30-55° Reaum.)  
Cur ununterbrochen während  
des ganzen Jahres.

Salzwasserschlauchtillen, Russische, Römische,  
Frische, Dampf- & Schwimmbäder,  
Electricität, Szigrensch,  
Milch etc. etc.

**WIESBADEN**  
Sämtliche  
Saison-Vergnügungen:  
Concerte, Rälle etc., sind  
für das laufende Jahr vermehrt. Die **Leses-**  
**zimmer** reicher ausgestattet. **Kgl. Theater,**  
**Jagd, Fischerei, Wettrennen, Ausflüge** etc. etc.

## Weinberg.

Saison vom 20. Mai bis 10. September.  
Gute, erdig-salze, Kochsalz-, Stahl- u.  
Schwefelquellen zu Krantz u. Badstaden;  
Lichte, kohlige, Gasquellen zu Brudel-  
Holl- u. Zühbüden, Gode u. Godehü-  
denden; Schwefelkohlensäure; kalt-  
wässrige; Gichttherapie. Wegen Blat- und  
Nervenleiden, Migräne, Nervenmarte-  
leiden, Abmagerung, Frauenkrankheiten,  
Gastrie aller Art, Hämorrhoiden u. Verdau-  
ungsbeschwerden. Kurges. d. Jahre Tage, künstl.  
Wade, Höhe laut. 700 u. d. M. — Station  
Strehlein: 10 Minuten. — Von dem Bade-  
anst. Hpt. G. N. Dr. Kaspari, erich. v.  
H. Schmidt, Badstaden.  
Weinberg, Gureflege bei Neuralgie, Rheu-  
ma u. Gicht. S. 59 u. 60 (1871) 1855

Königliche Brunnendirection.

## Bad Homburg

eine halbe Stunde von Frankfurt a.M.  
Wirksame Brunnencur bei all. Magen- und Unterleibsleiden (Leber, Milz,  
Gallenst., Gicht etc.), Mineral-, Sool-, Kiefernadel-Bäder, Molkencur.  
Wegen d. frischen Bergluft empfindlich. Aufenthalt für Nervenleidende.  
Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions etc. [3007]

## BAD ELSTER

im Königlich Sächsischen Voigtlande,  
Eisenbahnstation zwischen Reichenbach und Eger.  
Saison vom 15. Mai bis 30. September.

Altkalifalminische Sulfquellen, Mineralheilung, Moorbäder aus salinischem  
Eisenerde. Mineralbäder mit und ohne Temperatur. Ruhr- und Stigmeneiten.  
Gefährliche Lage in romantischer Waldgegend. Telegraphen- und Postamt.  
Erfrischungsgewiss sind die Mineralquellen von Eger ganz besonders bewährt bei Nerven-  
leiden und davon abhängender allgemeiner Muskel- und Nervenschwäche, bei vielen andern  
Nervenkrankheiten, chronischen Rheuma und Rücken-Rheuma und ganz besond. bei den  
verschlehten Frauenkrankheiten. [3000]

Der Königl. Badecommissar  
von Heygendorf, Rätmelier a. D.

## Lannus- Eisenbahn. Bad Weilbach. Station Hörstheim.

Kalte alkalische Schwefelquelle, anerkannt als das erfolgreichste Heilmittel bei Katarrhen  
des Rachens, des Kehlkopfes und der Lunge, bei Lungenentzündung, Asthma, Lungen-  
und Magenblutungen, Lebervergrößerung, insbesondere wenn diese letztere mit hämorrhoi-  
daler Anlage oder Hämorrhoidalität der Venen verbunden ist.

Das neu erbaute Badhaus mit eleganten Bädern, einem geräumigen Inhalationsaal  
und sehr zweckmäßigen Einrichtungen für Einathmungen verdünnter Luft  
wird im Mai d. J. eröffnet werden. Neu und elegant eingerichtete Gänge, umgeben von  
weitläufigen Parkanlagen. Gute Lage in der Nähe zweier Bäder, Raasdorf und  
Frankfurt a. M. mit bequemen Eisenbahnverbindungen nach allen Richtungen. [2999]

## Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnens-, Mollen- und Bad-Anstalt in der Gasse  
Hofl. Platz vord. Gasse. Saison-Eröffnung am 5. Mai.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfentzündung, chronische Tubercu-  
lose, Lungensystem, Bronchitis, Stenosen des Halses; Blutmangel (Blutdruck u. i. u.),  
sowie bei hysterischen und Frauenkrankheiten, welche durch unzureichende, unregelmäßige  
Menstruationen und hysterischen Krampfzustand, nervöse und allgemeine Schwäche,  
Neuralgien, Abmagerung, erkrankte Niere, constitutionelle Dyspepsie, Anämie für Nerven  
valentinen und ähnliche Beschwerden, sowie als angenehmer Aufenthalt für den Aufenthalt  
halten bekannter Sauerbrunnenhalt. [2912]

Gegen die Leiden der Harnorgane.

## BAD WILDUNGEN.

Station  
Wahra  
bei Cassel. Saison  
vom 1. Mai  
bis 10. October.  
Gegen Stein-, Gries-, Nieren- und Harnleiden, Rheumatismus, Blasenentzündung, Bad ist  
vorzuziehen als heilsames Mittel bekannt: George-Victor-Luelle u. Helene-Luelle.  
Bäder vom 15. Mai ab. [2867]

Inspection der Wildunger Mineralquellen-Aktiengesellschaft.  
Für Besucher des Bades empfiehlt sich „Villa  
Schmidt“, ganz in Nähe der Hauptquelle, Gies-  
gasse u. in der Nähe. Aus Berlin. [2868]

## Bad Wildungen.

Klimatischer  
Alpen Kurort.  
Bader. Moike. **Bad Reichenhall** E. B. Station.  
Saison  
1. Mai - Octob.  
[3007]

Ausführl. Prospecte gratis durch das königl. Badecommissariat.

## Wildbad

Königreich Württemberg.  
Die Saison beginnt am 1. Mai.  
[3029]

## Nützlichstes Beschäftigungsbuch für die Knabenwelt im Sommer.

### Das Buch der Sammlungen.

Praktische Anleitung

Anlegen, Ordnen und Erhalten aller Arten von  
Sammlungen

(Käfer-, Schmetterlings- u. a. Sammlungen, des Aquariums, Insek-  
tariums und Terrariums, von Siegel-, Münz- und Autographen-  
sammlungen),

überhaupt zur Unterstüzung natur- und geschichtswissenschaftlicher  
Liebhäbereien.

Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben

von  
**Otto Klasing.**

Dritte Auflage (1878). Mit zahlreichen Abbildungen.  
Elegant gebunden 5 Mark.

„Der pädagogische Werth einer tüchtigen „Liebhäberei“, die  
nicht im Sande der „Spielelei“ verlaufen darf, ist anerkannt, aber  
wie viele Eltern sind im Stande, den wifsbegierigen Knaben Rede  
und Antwort zu geben? Wie viele haben die Kenntnisse, und wenn  
diese, die Geduld dazu? Wer die unzähligen verunglückten Anläufe  
zu Schmetterlings-, Käfer-, Pflanzen-, Münz-, Siegel- und wer  
weiß was noch für Sammlungen aus eigener Jugendzeit kennt  
und das Gland an den eigenen Jungen nochmals durchmischen soll,  
der wird wissen, daß ein gutes Buch auf diesem Gebiete ein wahrer  
Segen werden kann, ein gutes, nicht wie so manches andre, dem  
Verleger zu Liebe alten zusammengewürfelten Klappes auf den Leib  
geschriebene.“



Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.